Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Dreiundzwanzigstes Bändchen:

Rousseau's Emil, über die Erziehung.

Dritter Theil.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.

1828.

Emil,

oder

über Erziehung.

Von

Johann Jacob Rousseau.

In das Deutsche übersetzt

von

Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.

Dritter Theil.

[Die Krankheiten, an welchen wir leiden, sind nicht unheilbar; die Natur selbst hat uns für Gesundheit eingerichtet, und unterstützt uns, wenn wir uns nur selbst helfen wollen. Seneca, über den Zorn; Buch 2. Cap. 13.]

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1828.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Rousseau's

Emil, über die Erziehung.

Dritter Theil.

Emil,

oder über Erziehung.

Drittes Buch.

Es ist zwar der ganze Lauf des Lebens bis zu dem Jünglingsalter eine Zeit der Schwäche; dessen ungeachtet gibt es aber in dieser Zeit einen Punkt, wo der Fortschritt der Kräfte den Fortschritt der Bedürfnisse überholt hat, und wo das in die Höhe wachsende Thier zwar noch in wirklicher Schwäche sich befindet, aber dennoch relativ stark ist. Seine Bedürfnisse haben sich noch nicht alle entwickelt, und so sind die vorhandenen Kräfte mehr als zureichend, um denen abzuhelfen, welche es hat. Als Mann betrachtet, würde das Kind sehr schwach seyn, als Kind aber ist es sehr stark.

Woher kömmt bei dem Manne die Schwäche? Von der Ungleichheit seiner Kraft und seiner Wünsche. Unsere Leidenschaften machen uns schwach; denn wir würden zu deren Befriedigung mehr Kräfte brauchen, als die Natur uns verliehen hat. Wer mehr vermag, als er verlangt, hat Kräfte übrig, und ist gewiß sehr stark. — Hier ist also die dritte Periode der Kindheit; ich habe nunmehr von dieser zu sprechen. Ich muß fort-

fahren, das Wort: Kind, zu brauchen, weil es kein anderes in der Sprache gibt; denn diese Periode ist zwar dem Jünglingsalter schon ganz nahe, sie ist aber dennoch die Periode der physischen Mündigkeit noch nicht.

Gegen das zwölfte oder dreizehnte Jahr hin entwikkeln sich die Kräfte der Kinder weit schneller, als ihre Bedürfnisse. Denn das heftigste, das fürchterlichste Bedürfniß ist noch nicht fühlbar geworden; selbst das Organ desselben ist noch in Unvollkommenheit, es scheint aus dieser nicht eher treten zu wollen, als bis der Wille es dazu zwingt. Erst unempfindlich gegen die Einwirkungen der Luft und der Witterung, trotzt ihnen das Kind ohne Mühe; sein immer hitziger werdendes Blut dient ihm statt warmer Bekleidung; sein guter Appetit statt aller Gewürze; alles paßt für das Kind, was den Körper nähren kann; ist es schläfrig, so legt es sich auf die Erde und schläft. Von allem, was ihm nöthig ist, findet es sich umgeben; ein eingebildetes und quälendes Bedürfniß kennt es noch nicht; um die Meinung Anderer bekümmert es sich nicht; seine Wünsche gehen nicht weiter als seine Arme reichen. Das Kind ist sich nicht nur für sich selbst genug, es hat sogar Kräfte im Ueberfluß; der einzige Zeitpunkt seines Lebens, wo dieses der Fall seyn wird.

Ich sehe schon den Einwurf. Man wird zugeben, daß das Kind nicht mehr Bedürfnisse habe, als ich ihm gebe, man wird aber leugnen, daß es so viel Kraft habe, als ich ihm beilege. Man wird vergessen, daß ich nur von meinem Zögling spreche, keineswegs von den wandelnden Puppen, die nur aus einem Zimmer in ein anderes spazieren, die nur im Schwitzkessel arbeiten, und nur ihre Papierpackte herumtragen. Man wird mir einwenden, daß die Kraft des Mannes sich nur in den Jahren des Mannes einstelle; daß nur die

Lebensgeister, die in den für sie gehörenden, und durch den ganzen Körper sich verbreitenden Gefäßen bereitet werden, den Muskeln diese Festigkeit, diese Thätigkeit, den Ton und den Nachdruck geben, aus welchen die wirkliche Kraft hervorgeht. Dieses ist aber nur Stuben = Philosophie. Was mich betrifft, ich halte mich an die Erfahrung. Ich sehe auf euren Ländereien große Knaben anstrengende Arbeiten verrichten; sie brachen, sie führen den Pflug, sie laden Fässer voll Wein, sie fahren mit dem Wagen, gleich ihren Vätern. Man würde sie für Männer halten, wenn ihre Stimme sie nicht verriethe. Selbst in unseren Städten sind die jungen Handwerker, Schlosser, Schwerdtfeger, Schmiede, fast eben so stark als ihre Lehrmeister, und sie würden auch eben so geschickt seyn, wenn man sie frühzeitiger geübt hätte. Gibt es, wie ich selbst zugestehe, einen Unterschied, so ist derselbe, ich wiederhole es, dennoch viel geringer, als der zwischen den verzehrenden Begierden eines Mannes, und den beschränkten eines Kindes. Uebrigens ist hier auch gar nicht die Rede blos von den physischen Kräften, sondern ganz vorzüglich von der Kraft und von der Fähigkeit des Geistes, welcher jene ersetzt und regiert.

Dieser Zeitraum also, wo das Individuum mehr vermag, als es verlangt, ist zwar allerdings nicht die Zeit seiner größten absoluten Stärke, aber es ist, wie ich gesagt habe, die Zeit seiner größten relativen Kraft. Er ist im ganzen Leben die herrlichste Zeit; eine Zeit, die nur ein einzigesmal eintritt; eine sehr kurze Zeit, und zwar um so kürzer, wie man in der Folge sehen wird, weil so sehr viel darauf ankommt, sie gut anzuwenden.

Was soll das Kind anfangen mit diesem Ueberschusse an Vermögen und an Kraft, der für die Ge=

genwart zu viel ist, aber in einer andern Periode fehlen wird? Es soll versuchen, Erwerbungen zu machen, die es bei eintretendem Bedürfnisse brauchen wird; es soll den Ueberfluß seines gegenwärtigen Wesens gleichsam auf die Zukunft hinschütten. Das starke Kind soll etwas zurücklegen für den schwachen Mann. Dieser Vorrath soll aber nicht in Kästen gepackt werden, die man ihm stehlen kann, auch nicht in Scheuern, deren Eigenthümer es nicht ist. Der Vorrath, den es sammeln soll, muß in seinen Armen, in seinem Kopfe, muß in ihm selbst liegen. Dieses ist also die Zeit zu dem Arbeiten, zu dem Unterrichte, zu dem Studiren. Merket aber wohl, daß nicht ich diese Wahl treffe, und daß sie nichts willkührliches ist, sondern daß es die Natur sey, welche dieselbe vorschreibt.

Das Wissen des Menschen hat seine Grenze. Ein Mensch kann nicht nur nicht Alles wissen, er kann auch nicht einmal vollständig dasjenige wissen, was Andere an Kenntnissen besitzen. Da das gerade Gegentheil eines Irrthumes eine Wahrheit ist, so ist die Anzahl der Wahrheiten eben so unendlich, als die Anzahl der Irrthümer. Es muß also eine Wahl eintreten, sowohl in dem, was man lehren will, als auch in der Zeit, welche zu dem Lernen geeignet ist. Von den Kenntnissen, die unserm Lernvermögen angemessen sind, sind einige unrichtig, andere unnütz, und wieder andere sind bloß Nahrung für den Stolz ihres Besitzers. Nur die kleine Zahl derjenigen, die wirklich zu unserem Wohlbefinden beitragen, ist es werth, daß ein verständiger Mann sie aufsuche, und nur diese taugen für ein Kind, aus welchem ein solcher werden soll. Es kommt nicht darauf an, daß man wisse, was man wissen kann, sondern darauf, daß man das Nützliche wisse.

Von dieser kleinen Anzahl von Wahrheiten müssen abermals diejenigen weggenommen werden, die man ohne einen schon völlig ausgebildeten Geist nicht erwerben kann; auch diejenigen, zu denen schon die Kenntniß der menschlichen Verhältnisse gehört, welche das Kind noch nicht erhalten kann; und auch diejenigen, welche zwar an und für sich selbst wirklich Wahrheiten sind, aber dennoch einem unerfahrnen Geiste die Richtung zum Falschdenken geben.

So sind wir also auf einen sehr kleinen Kreis von Kenntnissen über die Dinge eingeschränkt; dennoch ist dieser Kreis ein unermeßliches Feld für den Geist eines Kindes! — Ihr Nebel um unsern Verstand, wessen Hand ist so kühn, euch zerreißen zu wollen? Was für Abgründe öffnet nicht unser eitles Wissen um meinen jungen Unglücklichen herum! O du, der ihn auf diesen gefährlichen Pfaden begleiten, der den geheiligten Vorhang der Natur vor seinen Augen zurückziehen will, zittere! Versichere dich zuvor seines Kopfes, und auch des deinigen; fürchte, daß sie nicht dir oder ihm, oder gar allen beiden dem Kopf wanken mache. Fürchte die verführenden Reize der Unwahrheit und die berauschenden Luftblasen des Stolzes. Sage dir vor, sage dir jeden Augenblick vor, daß Unwissenheit nie Schaden angerichtet habe, daß nur der Irrthum verderblich sey, und daß man sich nicht von der Wahrheit entferne, weil man nichts weiß, sondern nur, weil man etwas zu wissen glaubet.

Die Fortschritte eures Zöglings in der Geometrie können euch theils als Prüfstein, theils als sicherer Maasstab für die Entwickelung seiner Geisteskraft dienen. Sobald er aber nützliche Kenntnisse von unnützen unterscheiden kann, müßt ihr die äußerste Vorsicht und die größte Kunst anwenden, wenn ihr ihn zu speculativen Beschäftigungen anleiten wollet. Soll

er, z. B. zwischen zwei gegebenen geraden Linien eine mittlere Proportionale suchen lernen, so richtet es so ein, daß er ein Quadrat haben muß, welches einem gegebenen Rechtecke gleich sey. Sollte er zwei mittlere Proportionalen suchen, so müßte ihm vorher die Aufgabe von Verdoppelung des Würfels interessant gemacht werden, u. d. gl. Sehet hier, wie wir uns stufenweise den moralischen Begriffen nähern, nach welchen wir Gutes und Böses unterscheiden. Bis jetzt haben wir nur das Gesetz der Nothwendigkeit gekannt; nun stellt sich uns schon der Begriff des Nützlichen dar; bald werden wir bei der Vorstellung des Anständigen und Guten anlangen.

Es ist ein und derselbe Instinct, welcher die verschiedenen Kräfte des Menschen in Bewegung setzt. Auf die Thätigkeit des Körpers, welcher sich zu entwickeln sucht, folgt die Thätigkeit des Geistes, der sich zu unterrichten strebt. Anfangs wollen die Kinder sich nur herumtummeln; hierauf werden sie wißbegierig, und die gehörige Leitung dieser Wißbegierde ist der Hebel für das Alter, an welches wir nun gekommen sind. Unterscheidet nur immer die Neigungen, welche aus der Natur kommen, von denen, welche die Meinung eingibt. Es gibt einen Durst nach Wissen, der nur darin seinen Grund hat, daß man bei Andern als ein Gelehrter gelten will; es gibt aber auch einen, der aus einer natürlichen Wißbegierde entspringt, und sich auf alles erstreckt, was uns nah oder fern interessiren kann. Der angeborene Trieb nach Wohlbefinden, und die Unmöglichkeit, denselben vollständig zu befriedigen, bestimmen den Menschen unaufhörlich, neue Mittel hierzu auszuforschen. Dieses ist der erste Grund der Wißbegierde; er ist dem Menschen durchaus natürlich, aber er entfaltet sich nur im Verhältniß mit unsern Leidenschaften und unseren Einsichten.

Verweiset einen Naturforscher mit allen seinen Büchern und Werkzeugen auf eine wüste Insel, mit der Versicherung, daß er den Rest seines Lebens auf derselben allein zubringen werde, so wird er sich nicht mehr um die Einrichtung des Weltgebäudes bekümmern, nicht mehr um die Gesetze der Attraction, oder um Differenzialrechnung; er schlägt vielleicht in seinem ganzen Leben kein Buch wieder auf. Aber nicht ruhen wird er, bis er alle Winkel seiner Insel durchsucht hat, so groß diese auch seyn möchte. Weiset also aus unsern ersten Studien auch alle Kenntnisse weg, für welche der Mensch von Natur keinen Geschmack hat, und schränkt euch bloß auf diejenigen ein, zu deren Aufsuchung uns der Naturtrieb auffordert.

Die Erde ist eine solche Insel für das Menschengeschlecht. Was dem Auge am meisten auffällt, ist die Sonne. Sobald wir daher anfangen, uns von uns selbst zu entfernen, werden unsere ersten Bemerkungen auf diese beiden Gegenstände fallen. Und so beschäftigt sich auch in der That die Philosophie fast aller rohen Völker einzig mit Eintheilungen der Erde, und mit dem göttlichen Wesen der Sonne.

Welch ein Sprung! wird man vielleicht sagen. In dem Augenblicke bekümmerten wir uns um nichts, als darum, was uns berührt, als was uns unmittelbar umgibt; und auf einmal fliegen wir auf der Erde herum, und schwingen uns bis an die Grenzen des Weltalls hinauf! Dieser Sprung ist die Folge des Zunehmens an Kraft, und der Neigung des Geistes. Im Zustande der Schwäche und der Unzulänglichkeit zieht uns die Sorge der Selbsterhaltung in uns selbst zusammen; im Zustande der Kraft und der Macht wirft uns das Verlangen, unser Wesen auszudehnen, aus uns hinaus, und wir wollen uns so weit ausbreiten, als wir nur können. Weil aber die bloße Gedankenwelt uns noch unbekannt ist,

so geht unser Geist auch nicht weiter als unser Auge, und unser Verstand dehnt sich nur mit dem Raume, den er messen kann, aus.

Lasset uns unsere Vorstellungen aber auf deutliche Begriffe bringen; springet nicht plötzlich von den sinnlichen Gegenständen in die Welt des Uebersinnlichen über. Nur von jenen aus können wir zu dieser gelangen. Bei den ersten Beschäftigungen des Geistes müssen die Sinne immer die Führer desselben seyn. Kein Buch weiter, als die Welt; keinen Unterricht, als Thatsachen! Ein Kind, welches im Buch lieset, liest nur, es denkt nicht; es unterrichtet sich nicht, es lernet nur Worte.

Uebt euren Zögling in der Aufmerksamkeit auf Naturerscheinungen, so werdet ihr ihn bald wißbegierig machen; aber, ihr müßt, wenn ihr die Wißbegierde unterhalten wollt, euch wohl in Acht nehmen, sie zu befriedigen. Richtet die Fragen nach seiner Fassung ein, und überlaßt ihm alsdann das Aufsuchen der Antworten. Nichts wisse er deswegen, weil ihr es ihm gesagt habt, sondern deswegen, weil er es selbst eingesehen hat; er soll die Wissenschaft nicht lernen, er soll sie erfinden. Setzt ihr ein einzigesmal in seinem Geiste das Ansehen an die Stelle der Vernunft, so wird er seine Vernunft nie mehr brauchen; er wird der Spielball der Meinungen Anderer seyn.

Ihr wollt das Kind in der Geographie unterrichten, und ihr bringt hierzu Kugeln, Globen in Gestellen, Landkarten herbei. Was für Maschinen! Und wozu dieses alles? Warum beginnt ihr nicht damit, ihm den Gegenstand selbst zu zeigen, damit er wenigstens wisse, wovon unter euch die Rede sey?

Es ist ein schöner Abend; man geht an einen passenden Ort hin spazieren, wo ein freier Horizont in den Stand setzt, den Untergang der Sonne

vollständig wahrzunehmen. Man merkt sich Gegenstände, an denen man den Punkt des Untergehens wieder finden kann. Am folgenden Tag will man der freien Luft genießen, und man begibt sich an den nämlichen Ort, ehe die Sonne aufgeht. Sie kündigt sich vorher durch die Feuerstrahlen an, welche sie vor sich her sendet. Die Feuerstelle vergrößert sich, der ganze Osten scheint in Flammen zu stehen. Man wird immer aufmerksamer, und erwartet das Gestirn lange zuvor, als es heraufkommt. Jeden Augenblick glaubt man, daß es erscheine; endlich erblickt man es. Ein strahlender Punkt tritt hervor wie ein Blitz, und erfüllet sogleich den gesammten Raum; der Schleier der Finsternisse fällt und verschwindet. Der Mensch erkennt seinen Wohnplatz wieder, und findet ihn verschönet. Das Grün hat während der Nacht eine neue Frische erhalten; der anbrechende Tag beleuchtet es, die ersten Strahlen vergolden es, sie überschütten es mit Tausenden von Rosenblüthen und Diamanten, deren Farbe und Strahlenglanz in das Auge geworfen wird. Die Vögel vereinigen sich in Chören, und preißen in Wettgesängen den Vater des Lebens. Es schweigt kein einziger in diesem Augenblicke; ihr Gezwitscher ist noch schwach, es ist verstohlener und süßer als während des übrigen Tages; man hört in demselben das weiche Gefühl eines friedlichen Erwachens. Das Zusammentreffen aller dieser Gegenstände füllt die Sinne mit einem Gefühle von erwachender Kraft an, das bis in die Seele einzudringen scheint. Hier ist eine halbstündige Bezauberung, welcher kein Mensch widerstehen kann; das Schauspiel ist so groß, so schön, so lieblich, daß es niemanden kalt läßt.

Voll des Hochgenusses, den er empfindet, will der Lehrer ihn mit dem Kinde theilen; er glaubt; es in Bewegung zu bringen, indem er es aufmerksam macht

auf die Gefühle, von denen er selbst so bewegt ist. Keine Albernheit! das Leben dieses Natur-Schauspieles wohnt nur in dem Herzen des Mannes; man muß es fühlen, wenn man es sehen soll. Das Kind sieht nur die Gegenstände; die Beziehungen derselben unter einander kann es nicht wahrnehmen, es kennt nicht die schöne Harmonie ihres Ineinanderwirkens. Erfahrungen, welche es noch nicht gemacht hat, Empfindungen, welche es noch nicht kennt, gehören dazu, den zusammengesetzten Eindruck zu empfinden, welcher auf einmal aus allen diesen einzelnen Eindrücken entspringt. Wie will es die Frische der Luft eines schönen Morgens empfinden, wenn es nicht dürre Haiden einmal lange durchwandert, wenn kein brennender Sand seine Füße verletzt, wenn der erstickende Rückschlag der Hitze von glühenden Felsen ihm niemals den Athem erschweret hat? Wie soll der Wohlgeruch der Blumen, der Reiz eines Wiesenteppiches, der Duft eines Rosenbeetes, der weiche und sanfte Tritt auf einem Rasenplatze, seine Sinne bezaubern? Wie soll der Gesang der Vögel eine sinnliche Wallung in ihm erregen, wenn die Töne der Liebe und des Verlangens ihm noch unbekannt sind? Mit welchen Aufwallungen soll es den Anbruch eines schönen Tages feiern, wenn seine Phantasie es noch nicht an diejenigen erinnert, mit welchen es ihn anfüllen kann? Wie soll es endlich sich von der Schönheit eines Natur-Schauspieles angezogen fühlen, wenn es die Hand noch nicht kennt, welche dasselbe bereitet?

Führt mit einem Kinde keine Reden, die es nicht verstehen kann. Keine Beschreibungen, keine Wohlredenheit, keine Redefiguren, keine poetische Sprache. Es ist jetzt noch nicht die Rede von Empfindungen, oder von Geschmack. Fahret fort in eurem klaren, einfachen, ruhigen Wesen. Die Zeit, da ihr eine an-

dere Sprache zu führen habt, wird nur zu bald da seyn.

Erzogen im Geiste meiner Grundsätze, gewöhnt, alles was er braucht, aus sich selbst zu nehmen, und nicht eher an jemand andern sich zu wenden, als bis er seine eigne Unzulänglichkeit wahrgenommen hat, untersucht mein Zögling jeden ihm neuen Gegenstand lange, ehe er etwas spricht. Er ist ein Denker, aber kein Frager. Begnügt euch also, ihm zu rechter Zeit die Dinge hinzustellen; und dann, wenn ihr seine Wißbegierde gehörig beschäftigt seht, werft ihm eine kurze Frage hin, die ihn zu dem Versuche bringt, sie zu beantworten.

Bei gegenwärtiger Gelegenheit beobachtet, nachdem ihr mit ihm den Aufgang der Sonne gehörig angesehen habt, nachdem ihr auch auf dieser Seite ihn die Berge und andere Gegenstände in der Nähe habt wahrnehmen lassen, nachdem ihr ihn hierüber habt nach Herzenslust schwatzen lassen, — beobachtet einige Augenblicke lang Stillschweigen, gleich einem Menschen, welcher träumet, und hierauf saget zu ihm: Ich besinne mich eben, daß die Sonne gestern d o r t untergegangen ist, und heute gehet sie h i e r auf. Wie ist dieses möglich? füget nichts weiter hinzu. Thut er Fragen an euch, so antwortet nicht; sprecht lieber von etwas anderem. Ueberlaßt ihn sich selbst, und seyd versichert, er wird über die Sache nachdenken.

Sobald ein Kind zur Aufmerksamkeit gewöhnt ist, und sobald eine sinnliche Thatsache ihm aufgefallen ist, muß man es einige Tage darüber in Unruhe lassen, ehe man ihm das Verständniß öffnet. Ergründet es dieselbe nicht auf diese Art, so giebt es Mittel, sie ihm noch klarer zu machen, und unter diese Mittel gehört, die Frage umzukehren. Sieht es nicht ein, wie die Sonne von ihrem Westpunkte zu ihrem Ostpunkte

gelangt, so sieht es wenigstens, wie sie von dem Ostpunkte zu ihrem Westpunkte kömmt; dieses sagen ihm schon seine Augen. Macht ihm also die erste Frage klarer durch die zweite. Euer Zögling ist entweder ein durchaus dummes Kind, oder die Aehnlichkeit ist nun so stark, daß sie ihm gar nicht entwischen kann. Dies ist sein erster Unterricht in der Lehre von dem Weltgebäude.

Da wir immer nur langsam von einer sinnlichen Vorstellung auf eine andere sinnliche Vorstellung übergehen, und da wir uns lange mit einer vertraut machen, ehe wir zu einer anderen kommen, da wir unseren Zögling auch nie zur Aufmerksamkeit zwingen, so ist es ein langer Weg von diesem ersten Unterrichte bis zur Kenntniß des Laufes der Sonne, und der Gestalt der Erde. Indem aber alle scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper dieselbe Richtung nehmen, und die erste Beobachtung auf alle andere führet, so bedarf es nun nur geringerer Anstrengung, obgleich vielleicht längerer Zeit, von der täglichen Umdrehung auf die Verfinsterungen zu kommen, als, um Tag und Nacht gehörig zu begreifen.

Da die Sonne sich um die Erde bewegt, so beschreibt sie einen Cirkel, und jeder Cirkel muß einen Mittelpunkt haben; so viel wissen wir bereits. Diesen Mittelpunkt können wir nicht sehen, denn er ist in der Erde, aber man kann auf der Oberfläche der Erde zwei ihm entsprechende, einander entgegengesetzt liegende Punkte bezeichnen. Ein Spieß, durch diese drei Punkte gehend, und auf beiden Seiten bis in den Weltenraum verlängert, gibt die Weltaxe, und die Axe für die tägliche Bewegung der Sonne. Ein runder Spielwürfel, der auf seiner Stielspitze sich umdrehet, stellt den um seine Achse sich drehenden Himmel vor, die beiden Endpunkte des Stieles sind die Pole.

Das Kind wird Verlangen haben, einen der Weltpole zu sehen; ich zeige ihm denselben im Schwanze des kleinen Bären. Nun haben wir auch eine Belustigung für die Nacht; nach und nach machen wir uns mit den Sternen bekannt, und hieraus entspringt die erste Neigung, die Planeten kennen zu lernen, und den Stand der Gestirne zu beobachten.

Wir haben die Sonne am Johannistag aufgehen gesehen; wir werden ihren Aufgang auch am Weihnachtstage sehen, oder an einem andern schönen Wintertage; denn man weiß schon, daß wir nicht faul sind, und daß es ein Spiel für uns ist, der Kälte zu trotzen. Ich trage Sorge, diese Beobachtung auf demselben Platze zu machen, wo die erste gemacht wurde; und, vermittelst einiger Geschicklichkeit im Vorbereiten der Bemerkung, kömmt einer oder der andere darauf, auszurufen: Ah! das ist sonderbar! Die Sonne geht nicht mehr auf derselben Stelle auf! Hier sind unsere alten Kennzeichen, und jetzt steigt sie dort in die Höhe, u. s. w. Es gibt also einen Ostpunkt für den Sommer, und einen Ostpunkt für den Winter, u. s. w. Junger Lehrer, hier bist du auf dem Wege. Diese Beispiele müssen hinreichen, dir zu sagen, wie du diese Lehre zu behandeln hast, indem du die Welt als die Welt, und die Sonne als die Sonne nimmst.

Allgemein gesprochen, so gib niemals das Zeichen statt der Sache, so lang es nicht unmöglich ist, diese selbst zu zeigen; denn das Zeichen verschlingt die Aufmerksamkeit des Kindes, und rückt ihm die Sache, welche dargestellt werden soll, aus dem Auge.

Die Armillarsphäre scheint mir ein schlecht ersonnenes, und in schlechten Verhältnissen dargestelltes Ding zu seyn. Diese in einander laufenden Kreise, und die lächerlichen Figuren, welche man auf den=

selben anbringt, gibt ihr das Ansehen einer Zaubermaschine, und das Kind erschrickt davor. Die Erde ist zu klein, die Kreise sind zu breit, und es sind ihrer zu viele; einige, z. B. die Coluren, sind geradezu unnütz; jeder Kreis ist breiter als die Erdkugel; die Dicke der Pappe gibt ihnen das Ansehen von Körperlichkeit, so daß die Kinder sie für wirklich vorhandene massive Ringe halten können. Sagt ihr aber dem Kinde, diese Kreise seyen nur etwas gedachtes, so weiß es gar nicht, was es sieht, und versteht schlechterdings nichts.

Wir wissen uns nie in die Stelle der Kinder zu versetzen; wir gehen nicht in ihre Ideen ein, sondern wir leihen ihnen die unsrigen; so verfolgen wir immer nur unsere eigenen Schlußreihen, und häufen mit unseren Schlußketten nur Ungereimtheiten und Irrthümer in ihrem Kopfe auf.

Man streitet, ob man den Unterricht in der Wissenschaft nach analytischer oder nach synthetischer Methode geben soll. Es ist nicht immer nöthig, sich nur für die eine oder nur für die andere zu entscheiden. Zuweilen kann man bei einer und derselben Untersuchung beide anwenden, und man kann das Kind durch Herabsteigen von dem Allgemeinen zu dem Besonderen unterrichten, während dasselbe nur zu analysiren glaubt. Bedient man sich daher beider zu gleicher Zeit, so dienen sie einander als Probe. Geht man zugleich von zwei entgegengesetzten Seiten aus, ohne zu erwähnen, daß man dieses thue, so wird das Kind durch das Zusammentreffen überrascht werden, und dieses kann ihm nur angenehm seyn. Ich würde z. B. die Geographie bei ihren beiden Endpunkten angreifen, und mit der Lehre von den Bewegungen der Erde die Betrachtung der einzelnen Theile derselben, angefangen mit dem Punkte, welchen man bewohnet, verbinden. Bringt

das Kind, während es sich mit den Umlaufskreisen beschäftiget, und sich dabei in die Himmel versetzt, auch herab auf die Oberfläche der Erde, und deren Eintheilungen, und zeigt ihm zuerst seinen eignen Wohnplatz.

Seine zwei geographischen Hauptpunkte werden die Stadt seyn, in der es sich befindet, und das Landhaus seines Vaters. Hierauf kommen die Zwischenorte, darauf die Flüsse in der Nachbarschaft, nun wird der Blick nach der Sonne gerichtet, und man lernt sich orientiren. Hier finden wir den Vereinigungspunkt. Es mache sich selbst eine Charte von allem diesen; eine ganz einfache Charte, welche anfangs nicht mehr als die zwei Orte enthält; hiezu kommen nach und nach andere, so wie es deren Entfernung und Lage gegen einander anzugeben weiß. Man wird dabei gewahr werden, welchen Vortheil man ihm damals verschafft habe, als man es übte, in seinen Augen einen Maasstab zu haben.

Dessen ungeachtet wird man das Kind dabei ein wenig leiten müssen; aber sehr wenig, und ohne daß es dieses gewahr werde. Irret es sich, so laßt es irren, verbessert seine Irrthümer nicht; wartet in der Stille ab, daß es in den Stand komme, sie selbst zu finden und sie selbst zu verbessern; höchstens benutzet eine gute Gelegenheit, und laßt etwas machen, wobei jener Irrthum in die Augen springt. Täuschte es sich niemals, so würde es nicht gut begreifen lernen. Uebrigens kömmt es nicht darauf an, daß es die Topographie des Landes ganz vollständig kenne, sondern daß es ein Mittel habe, sich zu unterrichten. Es liegt nichts daran, ob es die Charten im Kopfe habe, wenn es nur weiß, was diese Charten darstellen, und wenn es nur einen bestimmten Begriff davon hat, wie man sie entwerfe. Sehet hier den großen Unterschied zwischen dem Wissen eures

Zöglings und der Unwissenheit des meinigen! Jene wissen die Charten auswendig, dieser aber entwirft sie. Nun haben wir wieder neue Zierden für unser Wohnzimmer.

Denket immer daran, daß der Geist meiner Unterweisung nicht darin bestehe, dem Kinde viele Dinge beizubringen, sondern, nur klare und bestimmte Vorstellungen in seinem Kopfe entstehen zu lassen. Es würde mich nicht bekümmern, wenn mein Zögling gar nichts wüßte; wenn er sich nur nicht täuschte. Und ich pflanze in der That Wahrheiten nur deswegen in seinen Kopf, daß ich ihn vor den Irrthümern sichere, die er an deren Stelle setzen würde. Die Vernunft, die Urtheilskraft treten sehr langsam hervor; die Vorurtheile stürmen aber haufenweise herbei; vor diesen muß man ihn bewahren. Nehmt ihr aber die Wissenschaft selbst vor Augen, so begebt ihr euch auf ein Meer ohne Boden, ohne Ufer, und voller Klippen; nie werdet ihr euch da halten können. Sehe ich jemanden, ergriffen von Liebe zu Kenntnissen, und sich deren Reiz überlassend, läuft er von einer Kenntniß zur andern, und weiß nicht, wo er still stehen soll; so glaube ich ein Kind zu sehen, welches am Ufer umherläuft, um Muschelschaalen zu sammeln; kaum hat es welche zusammengetragen, so sieht es wieder andere, wirft jene weg, und holt sich nun diese, bis es nicht weiß, wo es mit allen hin soll, oder welche ihm die liebsten seyen. Am Ende wirft es sie alle wieder weg, und springt fort.

In den ersten Jahren war die Zeit lang; wir suchten nur, welche zu verlieren, aus Furcht, sie schlecht anzuwenden. Jetzt ist es das Gegentheil, und wir haben nicht Zeit genug, um alles zu thun, was nützlich seyn würde. Vergesset nicht, daß die Leiden-

schaften im Anzug sind, und daß euer Zögling, sobald sie anklopfen, nur auf sie hören werde. Die Zeit für den ruhigen Verstand ist so kurz, sie fliegt so schnell dahin, sie muß zu so viel anderen nützlichen Dingen angewendet werden, daß es Thorheit wäre, zu verlangen, daß das Kind in derselben auch noch ein Gelehrter werden solle. Man darf es nicht darauf anlegen, das Kind in den Wissenschaften zu unterrichten, man muß ihm aber Geschmack an denselben beibringen, man muß es geschickt machen, sie lernen zu können, wenn dieser Geschmack einst mehr entwickelt seyn wird. Dieses ist ganz gewiß einer der Hauptgrundsätze einer guten Erziehung.

Jetzt ist auch der Zeitpunkt, wo das Kind nach und nach gewöhnt werden muß, einem Gegenstande anhaltende Aufmerksamkeit zu widmen; nie aber muß Zwang, immer nur muß Vergnügen oder eigenes Verlangen diese Aufmerksamkeit erzeugen. Man muß viel Sorge tragen, daß man das Kind nicht belästige, und die Sache nicht bis zur Langweiligkeit treibe. Seyd also beständig auf der Wache; und, was auch daraus entstehen möge, hörte auf, ehe die Langweil eintritt; denn es ist bei weitem nicht so wichtig, daß das Kind etwas lerne, als es wichtig ist, daß es nichts ungern thue.

Dringt es selbst mit Fragen in euch, so antwortet so viel, daß seine Wißbegierde unterhalten wird, nicht aber, daß sie befriedigt ist; vorzüglich wenn ihr bemerken solltet, daß es nicht frage, um sich zu unterrichten, sondern, um euch auf Eis zu führen, und euch mit närrischen Fragen zu belästigen. Haltet dann auf der Stelle an; denn sicher ist es ihm hier nicht um die Sache zu thun, sondern es will euch zum Sklaven seiner Fragherrschaft machen. Man muß dabei weniger auf die Worte sehen, die es

ausspricht, als auf den Beweggrund des Sprechens. Diese Warnung, bisher ziemlich unnöthig, wird im höchsten Grade wichtig, sobald das Kind anfängt, seine Schlußkraft zu brauchen.

Es gibt eine Kette von allgemeinen Wahrheiten, mit welcher alle Wissenschaften an die allgemeinen Principien geknüpft sind, und sich nach und nach aus denselben entfalten. Diese Kette ist Sache der Philosophen; für unseren Unterricht ist sie nicht brauchbar. Es gibt aber noch eine ganz andere Kette, durch welche jeder einzelne Gegenstand mit dem andern verknüpft wird, und immer auf seinen Nachfolger hinweist. Dieses ist die Reihenfolge, welche die jedem Gegenstande zu widmende Aufmerksamkeit zugleich auf das Ganze durch unaufhörliche Wißbegier hinzieht; dieses ist die, welcher die Mehrzahl der Menschen nachgeht, und vorzüglich die, welche für Kinder gehört. Wir mußten, um uns bei Entwerfung der Charten orientiren zu können, Mittagslinien ziehen. Zwei Grenzpunkte der Schatten von gleicher Länge, der eine Vormittags, der andere Nachmittags angemerkt, geben eine vortreffliche Mittagslinie für einen Astronomen von dreizehn Jahren. Aber diese Linien verlöschen; man braucht viel Zeit, sie wieder zu ziehen; sie machen nöthig, daß man jeden Tag auf derselben Stelle beschäftiget sey. Viel Sorgfalt, viel Zwang, am Ende Langweile. Wir haben dieses vorausgesehen; wir haben auch schon Veranstaltung deswegen getroffen.

Aber da bin ich schon wieder bei meinen langweiligen und kleinlichen Einzelnheiten. Leser, ich höre euer Murren, aber ich biete ihm Trotz. Ich kann den nützlichsten Theil meines Buches nicht eurer Ungeduld zum Opfer bringen. Nehmt euren Entschluß

wegen meiner Langweiligkeit; denn ich habe den meinigen wegen eurer Beschwerden genommen.

Schon seit langer Zeit hatten wir, mein Zögling und ich, wahrgenommen, daß Bernstein, Glas, Siegellack, andere Körper, wenn sie gerieben werden, Stückchen Stroh und andere leichte Dinge anziehen. Zufälligerweise finden wir einen, der eine noch auffallendere Eigenschaft hat; er zieht, in beträchtlicher Weite, und ohne gerieben zu werden, Feilspäne und Stückchen von Eisen, an. Diese Eigenschaft hat uns seit lange her Freunde gemacht, ohne daß wir irgend etwas anderes dabei gesucht haben. Endlich entdecken wir auch, daß diese Eigenschaft sich dem Eisen mittheilt, wenn es auf gehörige Art gestrichen wird. Einst gehen wir auf den Markt; ein Taschenspieler lockt mit einem Stückchen Brod eine wächserne, in einer Schüssel mit Wasser schwimmende Ente herbei. Ganz überrascht, sagen wir dennoch nicht, der Mann sey ein Zauberer; denn wir wissen noch gar nicht, was ein Zauberer seyn soll. Unaufhörlich in Verwunderung gesetzt über Wirkungen, deren Ursachen wir noch nicht wissen, beeilen wir uns nie, zu urtheilen, sondern wir bleiben ganz ruhig bei unserer Unwissenheit, bis die Gelegenheit sich darstellt, aus derselben zu treten.[1])

---

[1]) Rousseau bemerkt hier in einer Note gegen einen sehr unberufenen Kritiker seines Buches, gegen Hrrn. Formey, Verf. eines, längst vergessenen, Anti-Emil, daß Er selbst diese Scene veranlaßt habe, und schließt mit den Worten: „Aber wie oft habe ich denn nicht schon erklärt, daß ich nicht für Leute schreibe, denen man alles sagen muß!“ — Nur diese Zeilen hebe ich aus jener Anmerkung hier aus. Heusinger.

Als wir wieder zu Hause sind, und von der Ente auf dem Markte sprechen, setzen wir uns in den Kopf, die Sache nachzumachen. Wir nehmen eine gute Magnetnadel, umgeben sie mit weißem Wachse, aus dem wir so gut als möglich, eine Ente machen, so daß die Nadel durch den ganzen Leib geht, und die Spitze den Schnabel vorstellt. Nun setzen wir die Ente auf Wasser, halten einen Schlüssel vor den Schnabel, und sehen, mit einer Freude ohne Grenze, daß unsere Ente dem Schlüssel eben so willig folge, als die auf dem Markte dem Stückchen Brod. Die Bemerkung, nach welcher Richtung die Ente stehen bleibe, wenn man sie in Ruhe läßt, wird auf ein andermal verspart. Jetzt sind wir nur mit unserer Erfindung beschäftiget, und verlangen weiter nichts.

Noch diesen Abend gehen wir wieder auf den Markt, unser vorbereitetes Stück Brod in der Tasche; und, sobald der Taschenspieler in seinem Umhergang wieder an uns kommt, sagt mein junger Professor, der es kaum erwarten kann, dies sey nicht eben ein schweres Stück, und daß er es auch machen wolle. Er wird beim Worte gehalten. Sogleich nimmt er das Brod, in welchem ein Stück Eisen verborgen ist, aus der Tasche. Wie schlägt ihm das Herz, als er auf den Tisch zu geht! Zitternd hält er der Ente das Brod hin; sie kömmt wirklich, und macht was er will. Emil schreit auf, und hüpft vor Freuden in die Höhe. Der Kopf wird ihm drehend, als man in die Hände klatschet, und die ganze Versammlung ihre Freude ausruft. Er ist außer sich. — Der Taschenspieler ist bestürzt, geht aber auf ihn zu, umarmt ihn, wünschet ihm Glück und bittet sich die Ehre seiner Gegenwart auch auf den folgenden Tag aus, mit dem Beisatz, daß noch mehr Zuschauer da seyn würden, seine Geschicklichkeit zu bewundern. Mein kleiner Naturforscher fängt, ganz

stolz, an, plaudern zu wollen; aber ich halte ihm auf der Stelle den Mund zu, und führe ihn von den Beifallbezeigungen hinweg.

Der Knabe zählt mit belachenswerther Ungeduld die Minuten bis zum folgenden Tage. Wen er nur sieht, den ladet er ein; könnte doch die ganze Menschheit Zeuge seines Ruhmes werden! Kaum kann er die Stunde erwarten; er ist noch vor derselben da. Man fliegt der Bestellung entgegen; der Saal ist schon mit Zuschauern angefüllt. Die junge Brust erhebt sich, als er eintritt. Es müssen andere Kunststücke vorhergehen; der Künstler übertrifft sich selbst, und macht Stücke zum Erstaunen. Von diesen allen sieht das Kind nichts; es trippelt hin und her, es schwitzt, kaum daß es athmet; es vertreibt sich die Zeit damit, daß es mit unruhiger und zitternder Hand, das Brod immer in der Tasche herumwirft. Endlich kömmt es an die Reihe; mit Feierlichkeit macht der Künstler dieses bekannt. Das Kind nahet sich ein wenig verschämt; das Brod wird vorgehalten...... Aber, welche schreckliche Veränderung des Schicksals! Die Ente, so zahm am vorigen Tage, ist heute wild geworden; anstatt den Schnabel zu zeigen, kehrt sie uns den Schwanz zu, und schwimmt davon. Sie vermeidet das Brod und die darreichende Hand mit eben der Sorgfalt, als sie gestern ihr folgte. Nach tausend vergeblichen und beständig belachten Versuchen, beschwert sich das Kind, sagt, daß man es hintergehe, daß man eine andere Ente, statt der ersten, genommen habe, und verlangt nun von dem Taschenspieler, daß Er dieselbe einmal anlocke.

Ohne zu antworten nimmt dieser ein Stück Brod und hält es der Ente vor. Augenblicklich geht sie auf das Brod zu, und thut, was die Hand ihr befiehlt. Das Kind nimmt nun dasselbe Stück Brod; aber weit

gefehlt, daß es ihm besser gelinge als vorher, sieht es, daß die Ente Seiner nur spottet; sie macht ihren Spaziergang rings um den Rand herum. Man verläßt endlich den Platz, ganz in Verwirrung, und man will sich dem Hohnlachen nicht länger mehr aussetzen.

Jetzt nimmt der Künstler sogar das Brod, welches daß Kind mitgebracht hatte, und bringt mit demselben eben das hervor, wie mit dem seinigen. Er zieht auch das Eisen vor der ganzen Gesellschaft heraus; neues Gelächter auf unsere Unkosten. Nun hält er das bloße Brod der Ente vor, und auch so geht sie wieder auf ihn zu. Es geschieht dasselbe mit einem Stück Brod, welches ein Dritter vor allen Zuschauern abgeschnitten hat; dasselbe machte er mit seinem Handschuh, mit seiner Fingerspitze. Er tritt endlich mitten in den Saal, und kündigt mit einer diesen Leuten eigenen, Feierlichkeit an, daß die Ente eben so gut seiner Stimme folgen werde, als seinen Bewegungen. Nun ruft er ihr zu, und die Ente gehorchet; er befiehlt, die Ente soll rechts gehen, und sie geht rechts; sie soll herkommen, und sie kömmt her; sie soll sich umdrehen, und sie dreht sich um; kaum hat er befohlen, so ist auch die Bewegung schon da. Der Beifall verdoppelt sich; aber freilich auch unsre Beschämung. Wir schleichen uns weg, ohne daß man es wahrnimmt; wir schließen uns in unser Zimmerchen ein, und keiner denkt darauf, der Welt unsere Siege bekannt zu machen, wie wir uns vorgenommen hatten.

Am folgenden Morgen wird an unsere Thüre geklopft. Ich mache auf; es ist der Taschenspieler. Er beklagt sich mit Bescheidenheit über das was wir gethan haben. Was hatte er uns gethan, das uns hätte veranlassen können, seine Kunststücke herabzusetzen, und ihm seinen Erwerb zu entziehen? Was ist denn so großes in der Kunst, eine wächserne Ente hin und her zu leiten, daß man diese Ehre auf Kosten des Broderwer=

des eines ehrlichen Mannes erkaufen wollte? Wahrhaftig, meine Herren, hätte ich etwas anderes, mein Brod zu verdienen, so würde ich nicht stolz auf diese Kunst seyn. Sie können sich doch wohl vorstellen, daß ein Mann, der seine ganze Lebenszeit verwendet hat, solche unbedeutende Kunststücke zu machen, weiter in dieser Kunst seyn werde, als Sie, die sich nur ein paar Augenblicke mit derselben beschäftigen. Habe ich Ihnen nicht gleich beim ersten Mal meine Ueberlegenheit bewiesen, so geschah es deswegen, weil man nicht so einfältiger Weise eilen muß zu zeigen, was man kann. Ich bin immer bemüht, meine besten Stücke für die passende Gelegenheit aufzusparen, und ich habe ganz gewiß noch andere, mit denen ich den jugendlichen Vorwitz zurückweisen kann. Uebrigens, meine Herren, komme ich in der guten Absicht, Ihnen das Geheimniß, welches Sie in solche Verlegenheit setzte, mitzutheilen; nur bitte ich, keinen Gebrauch zu meinem Schaden davon zu machen, und ein ander Mal etwas zurückhaltender zu seyn.

Hierauf zeigte er uns seine Maschine, und wir sind auf das äußerste überrascht, daß sie in nichts anderem bestehe, als in einem starken und gut gefaßten Magnete, welchen ein, unter dem Tische verborgenes, Kind, hin und her bewegte, ohne daß man es gewahr wurde.

Der Mann packte nun seine Maschine wieder zusammen; und wir wollen ihm, nachdem wir unsere Danksagung und Entschuldigung vorgebracht haben, ein Geschenk machen. Dieses verweigert er. Nein, meine Herren, ich bin mit Ihnen zu unzufrieden, als daß ich ein Geschenk von Ihnen annehmen könnte; Sie sollen mein Schuldner bleiben, gegen Ihren Willen; dieses ist die einzige Rache, die ich nehme. Erfahren sie, daß es edelmüthige Gesinnung in jedem Stande ge-

be; ich nehme Bezahlung für meine Kunststücke, aber nicht für meinen Unterricht.

Beim Weggehen gibt er mir insbesondere, und mit lauter Stimme, einen Verweis: Ich entschuldige gar sehr dieses Kind, sagt er; es hat nur aus Unwissenheit gefehlt. Aber Sie, mein Herr, Sie mußten seinen Fehler einsehen können, warum haben Sie ihm denselben zugelassen? Da Sie mit einander leben, so sind Sie, als der Aeltere, ihm Vorsorge und gute Rathschläge schuldig; ihre Erfahrenheit muß die Autorität seyn, welche den Kleinen leitet. Macht er sich einst, wenn er erwachsen ist, Vorwürfe über das, was er in seiner Jugend nicht recht gethan hat, so wird er auch ganz gewiß Ihnen welche machen dafür, daß Sie ihn nicht zurückgehalten haben.

Nun geht er fort, und läßt uns beide in der größten Verwirrung zurück. Ich mache mir Vorwürfe über meine Nachgiebigkeit; ich verspreche dem Kinde, seinem Vortheile dieselbe ein anderes Mal aufopfern zu wollen, und es auf seine Fehltritte aufmerksam zu machen, bevor sie begangen werden. Denn die Zeit ist nunmehr, wo unsere Verhältnisse sich umkehren werden, und wo der Ernst des Erziehers an die Stelle der Gefälligkeit des Spielgenossen treten muß. Diese Veränderung muß stufenweise erfolgen; man muß alles vorher sehen, und zwar lange voraus muß man alles vorher sehen.

Am folgenden Tage begeben wir uns wieder auf den Markt, um das Kunststück, dessen Beschaffenheit wir nunmehr kennen, noch einmal zu sehen. Wir nahen uns mit tiefer Ehrerbietung unserem sokratischen Taschenspieler; kaum getrauen wir uns, die Augen gegen ihn zu erheben. Er überhäuft uns aber mit Artigkeiten, er weist uns einen Platz mit einer Auszeichnung an, welche uns nur desto mehr niederdrückt. Nun

macht er seine Sachen, wie gewöhnlich; aber das Stückchen mit der Ente macht ihm sehr lange ein ganz besonderes Vergnügen, und er blickt oft mit einem gewissen Stolz auf uns hin. Wir wissen alles, aber wir rühren uns nicht. Unterstände sich mein Zögling, seinen Mund für sich selbst aufzuthun, so wäre er ein Kind zum Zertreten.

Die Einzelnheiten dieser Geschichte haben weit mehr auf sich, als es den Anschein hat. Wie viele Vorschriften in einer einzigen! Welche vernichtende Folgen zieht nicht diese erste Aeußerung der Eitelkeit nach sich! Junger Erzieher, gib auf das schärfste auf diese erste Aeußerung Acht. Verstehst du es, auf dieselbe eine ähnliche Demüthigung, ähnliche Unfälle folgen zu lassen, so sey versichert, daß in sehr langer Zeit eine zweite nicht eintreten werde. — Aber wie viel Zurüstungen! ruft ihr mir entgegen. Ihr habt Recht, antworte ich euch; und zwar alles, bloß um uns einen Compaß zu machen, welcher die Stelle der Mittagslinie vertreten soll.

Wir haben gesehen, daß der Magnet durch andere Körper hindurch wirke, und nun haben wir nichts eiliger zu thun, als eine Maschine zu machen, wie die gesehene war; einen ausgeschnittenen Tisch, eine darein passende flache Schüssel, einen Zoll hoch mit Wasser angefüllt, eine Ente, ein wenig besser gemacht als die vorige, u. s. w. Bei wiederholter Aufmerksamkeit auf den Rand der Schüssel bemerken wir endlich, daß die Ente, wenn sie in Ruhe kömmt, immer in derselben Richtung ungefähr stehen bleibt. Wir verfolgen diese Beobachtung, wir untersuchen diese Richtung; wir finden, daß sie von Süden nach Norden geht. Mehr haben wir nicht nöthig; unser Compaß ist entweder erfunden, oder wird es sogleich seyn; und so befinden wir uns auf dem Felde der Physik.

Es gibt auf der Erde verschiedene Klimate, und verschiedene Abstufungen derselben. Der Wechsel der Jahreszeiten wird bemerkbarer, jemehr man sich einem der Pole nähert. Alle Körper ziehen sich in der Kälte zusammen, sie dehnen sich aber in der Wärme aus. Dieses läßt sich bei Flüssigkeiten am besten in Maase bringen, und bei geistigen Flüssigkeiten am allerbesten. So entsteht der Thermometer. Der Wind schlägt gegen das Gesicht; die Luft ist folglich ein Körper, ein flüssiger Körper; man fühlt sie, obgleich es kein Mittel gibt, sie zu sehen. Stürzet ein umgekehrtes Glas in das Wasser; es wird sich nicht ganz damit anfüllen, wenigstens dann nicht, wenn ihr der Luft keinen Ausgang verstattet habt; die Luft kann also einen Widerstand leisten. Drücket das Glas noch weiter ins Wasser; das wird zwar noch mehr Raum von der Luft wegnehmen, aber ganz anfüllen kann es ihren Raum nicht. Die Luft kann also zwar zusammen gedrückt werden, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Eine Blase, mit Luft angefüllt, prallt besser zurück, als wenn sie mit etwas anderem angefüllt wäre. Die Luft ist also auch ein elastischer Körper. Liegt ihr ausgestreckt im Bade, so hebt den Arm horizontal aus dem Wasser, und er wird euch entsetzlich schwer vorkommen; die Luft ist also auch ein schwerer Körper. Bringt man die Luft ins Gleichgewicht mit anderen Flüssigkeiten, so kann man ihr Gewicht messen; daher der Barometer, der Heber, die Windbüchse, die Luftpumpe. Alle Gesetze der Statik und Hydrostatik findet man durch eben so leichte Versuche. Ich will durchaus nicht, daß man deswegen in die Säle der Experimentalphysik gehe; dieser große Apparat von Werkzeugen und Maschinen mißfällt mir. Das wissenschaftliche Gepränge ist der Tod für die Wissenschaft. Alle diese Maschinen bringen das Kind entweder in Verwirrung

oder ihre Gestalt theilt und entziehet die Aufmerksamkeit, welche den Versuchen gebührte.

Ich will, daß wir uns alle Maschinen selbst machen sollen, und ich will nicht, daß man eine Maschine eher mache, als man die Versuche gemacht hat; wohl aber will ich, daß man, nachdem man auf den Versuch gleichsam durch Zufall gekommen ist, alsdann nach und nach das Werkzeug erfinde, welches denselben bestätigen soll. Lieber sollen unsere Instrumente nicht so ganz vollkommen und genau seyn, wenn nur unsere Begriffe von dem, was sie seyn, und was sie leisten sollen, deutl' h und bestimmt genug sind. Bei meinem ersten Unterricht über die Statik werde ich nicht gleich eine Wage holen; ich lege einen Stab über eine Stuhllehne, ich messe die beiden Stücke des Stabes, wenn er im Gleichgewicht ist; nun hänge ich Gewichte, bald an die eine, bald an die andere Seite, bald gleiche Gewichte, bald ungleiche; und, nachdem ich dieselben hin und hergeschoben habe, so viel es nöthig ist, finde ich endlich, das Gleichgewicht sey das Resultat eines gegenseitigen Verhältnisses zwischen der Größe des Gewichtes und der Länge des Hebels. Seht ihr nun, wie mein kleiner Physiker im Stande seyn wird, eine Wage zu rectificiren, ehe er noch eine gesehen hat?

Man erhält, ohne Widerrede, viel klarere, und viel zuverlässigere Begriffe von den Dingen, wenn man sich dieselben auf diese Art selbst erwirbt, als wenn man sie der Unterweisung eines Anderen verdankt; und, abgerechnet, daß man seine Vernunft nicht gewöhnet, sich einer Autorität sclavisch zu unterwerfen, so macht man sich viel fähiger, die Beziehungen zu entdecken, Ideen an einander zu knüpfen, Werkzeuge zu erfinden, als wenn man dieses alles nur so annimmt, wie es gegeben wird. Wir lassen unsern Geist so in der Unthä-

tigkeit hintaumeln, wie es mit dem Körper eines Menschen geht, der beständig von seinen Leuten angekleidet und bedient, von seinen Pferden fortgefahren wird. Er verliert am Ende die Kraft und den Gebrauch aller seiner Glieder. Boileau rühmte sich dessen, daß er von Racine so schwer reimen gelernt habe. Bei so vielen bewundernswerthen Methoden zur Erleichterung des Lernens der Wissenschaften hätten wir jemanden sehr nöthig, der uns eine Methode gäbe, sie mit Mühe zu erlernen.

Ein in die Augen fallender Nutzen dieser langsamen und mit Arbeit verbundenen Untersuchungen, besteht darin, daß der Körper, selbst bei solchen speculativen Beschäftigungen, in seiner Thätigkeit bleibt, daß die Glieder ihre Geschicklichkeit behalten, und daß die Hände unaufhörlich zu Arbeiten und zu Uebungen gebildet werden, welche nützlich für das Leben sind. So viele Instrumente sind erfunden worden, um uns bei den Beobachtungen zu dienen, und die Unzuverlässigkeit der Sinne zu ergänzen; allein diese Instrumente bewirken auch, daß wir die Uebung der Sinne vernachlässigen. Der Winkelmesser erspart uns das Beurtheilen der Größe eines Winkels; das Auge, das eine Entfernung mit Sicherheit bestimmen könnte, verläßt sich gern auf die Meßkette, welche es auch thut; die Schnellwage überhebt mich, das Gewicht mit bloßer Hand zu bestimmen, denn sie zeigt es mir ja von selbst. Je sinnreicher unsre Geräthschaften werden, desto plumper und unbehülflicher werden unsre Organe. Sobald wir uns mit Maschinen umgeben, finden wir keine mehr in uns selbst.

Fügen wir aber zu der Verfertigung dieser Maschinen die Geschicklichkeit, die uns statt derselben gedient, wenden wir dabei den Scharfsinn an, welcher sie uns entbehrlich gemacht hätte, so gewinnen wir,

ohne etwas zu verlieren, wir verknüpfen die Kunst mit der Natur, und wir werden schärfer im Geiste, ohne darum weniger geschickt mit dem Körper zu seyn. Anstatt ein Kind an die Bücher zu schmieden, beschäftige ich es in einer Werkstatt, und seine Hände arbeiten alsdann für den Vortheil seines Geistes. Es wird ein Philosoph, und glaubt, nur ein Handwerker zu werden. Auch hat diese Uebung noch andere Vortheile, von denen ich späterhin sprechen werde; und man wird sehen, wie man sich von pysikalischen Spielereien zu den wahrhaft menschlichen Angelegenheiten erheben kann.

Ich habe bereits gesagt, daß die bloß speculativen Kenntnisse gar nicht für Kinder gehören, selbst wenn sich diese dem Jünglingsalter schon nähern. Ohne sie also in das Lehrgebäude der Physik selbst zu führen, muß man aber doch Sorge tragen, daß alle ihre Erfahrungen sich, durch irgend eine Art von Induction, wirklich an einander reihen, damit sie dieselben mit Hülfe dieser Verkettung, in ihrem Geiste ordnen, und, nach Bedürfniß, hervorrufen können. Denn es ist sehr schwer, daß die einzelnen Thatsachen und selbst die einzelnen Schlußreihen lange im Gedächtniß bleiben, wenn man nicht die Vortheile kennt, sich dieselben leicht zu vergegenwärtigen.

Bei dem Aufsuchen der Naturgesetze muß immer mit den gewöhnlichsten und am leichtesten wahrnehmbaren Erscheinungen angefangen werden; auch müßt ihr euren Zögling gewöhnen, diese Erscheinungen nicht für Erklärungsgründe anzusehen, sondern für Thatsachen. Ich nehme einen Stein in die Hand; ich thue, als wollt ich ihn auf die Luft legen; ich öffne die Hand, und der Stein fällt zu Boden. Ich bemerke, daß Emil auf das, was ich mache, Achtung gibt, und sage zu ihm: Warum fällt dieser Stein zu Boden?

Welches Kind wird anstehen, diese Frage sogleich

zu beantworten? Keines; selbst Emil nicht, wenn ich nicht sehr große Sorgfalt angewendet habe, ihn dahin zu bringen, daß er wisse, er könne hier nicht antworten. Alle werden sagen, der Stein falle, weil er schwer ist. Und was ist denn aber diese Schwere? Nun, das Fallen. Der Stein fällt also, weil er fällt? Hier steht mein kleiner Philosoph wie fest gebannet. So ist sein erster Unterricht in der systematischen Physik beschaffen; es mag nun seyn, daß er ihm in derselben etwas helfe, oder nicht, so wird es immer ein verständiger Unterricht gewesen seyn.

In dem Maaße, als das Kind an Verstandeskraft zunimmt, nöthigen uns andere Rücksichten, seine Beschäftigungen mit größerer Auswahl vorzunehmen. Sobald der Knabe dahin gelangt ist, sich so weit zu kennen, daß er weiß, worin sein Wohlbefinden bestehe; sobald er die Verhältnisse, trotz ihrer Ausdehnung, so weit erfaßt hat, daß er beurtheilt, was für ihn gehöre und was ihn nichts angehe: so ist er im Stande, zwischen Arbeit und Vergnügen einen Unterschied zu machen, und das Vergnügen nur als Erholung von der Arbeit anzusehen. Nun kann die Idee von reellem Nutzen in seine Beschäftigungen gebracht werden, und man kann ihn verpflichten, dem Nützlichen eine weit anhaltendere Sorgfalt zu widmen, als dem bloß Angenehmen. Das immer wieder zurückkehrende Gesetz der Nothwendigkeit zeigt dem Menschen schon sehr früh an, daß er thun müsse, was ihm kein Vergnügen macht, um dem Uebel vorzubeugen, welches ihm Mißvergnügen machen würde. Dieses ist der Vortheil des Vorhersehens; und in dieser, gut oder schlecht beschaffenen, Voraussicht, bestehet alle Weisheit und alles Elend des Menschen.

Alle Menschen wollen glücklich seyn; aber um zum Glück zu gelangen, müßte man erst wissen, worin

das Glück bestehe. Das Glück des physischen Menschen ist etwas so einfaches, als sein Leben selbst; es besteht darin, daß man nicht leide; Gesundheit, Freiheit, Besitz des Nothwendigen, sind die Bestandtheile des Glückes. Das Glück des moralischen Menschen ist etwas anderes; aber von diesem spreche ich hier nicht. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß es durchaus nur physische Dinge sind, welche das Kind interessiren, vorzüglich ein Kind, in welchem die Eitelkeit nicht geweckt, und welches noch nicht angesteckt worden ist durch das Gift der Meinung.

Wenn die Kinder ihre Bedürfnisse kennen, ehe diese eintreten, so sind sie mit ihrem Verstande schon sehr weit; sie fangen nun an, den Werth der Zeit einzusehen. Es ist nun wichtig, sie zu gewöhnen, daß sie die Zeit zu nützlichen Dingen anwenden, aber der Nutzen muß ihnen, bei ihren Jahren, fühlbar seyn, sie müssen ihn mit ihrem Verstande begreifen können. Alles was zur moralischen Ordnung gehört und auf das Wohl der Gesellschaft Bezug hat, muß ihnen nicht sogleich vorgestellt werden, denn sie sind noch nicht im Stande, dies zu verstehen. Es ist abgeschmackt, von ihnen zu fodern, daß sie sich auf Dinge legen sollen, von denen man ihnen thörichter Weise sagt, sie seyen zu ihrem Beßten, ohne daß sie wissen, was dieses Beßte sey, und wovon sie, wie man sie versichert, Vortheil haben würden, wenn sie erwachsen sind, da sie gegenwärtig durchaus kein Interesse an diesem vergeblichen Vortheil nehmen, indem sie ihn noch gar nicht begreifen können.

Nie thue das Kind etwas bloß aufs Wort; es gibt nichts Gutes für dasselbe, was es nicht als ein solches empfindet. Ihr glaubt Voraussicht anzuwenden, wenn ihr das Kind immer seinen Einsichten voraussendet, allein gerade die Voraussicht fehlet euch. Um es mit

einigen eitlen Werkzeugen zu versorgen, von denen es vielleicht nie Gebrauch machen wird, raubt ihr ihm das Hauptwerkzeug des Menschen, nämlich den gesunden Verstand; ihr gewöhnet es, sich beständig führen zu lassen, und nie etwas andres zu seyn, als eine Maschine in den Händen Anderer. Ihr wollt, daß es gelehrig sey, so lange es noch klein ist; dieß heißt, es soll leichtgläubig seyn, und ein Gimpel, wenn es groß ist. Ihr sagt ihm ohne Aufhören: „Alles was ich Dir befehle, ist zu Deinem Beßten; Du bist aber noch nicht im Stande, dieses einzusehen. Was liegt mir denn daran, ob Du thuest oder nicht, was ich haben will? Was Du thust, thust Du für Deinen Nutzen oder Schaden.“ Mit allen diesen schönen Reden, durch welche ihr das Kind gegenwärtig verständig machen wollt, bereitet ihr denen den Erfolg, die einst von Geistersehern, von Goldmachern, von Marktschreiern, von Betrügern, von Narren, an den Mann gerichtet werden, um ihn in ihre Schlingen zu locken, oder um ihn in ihren Thorheiten einzuweihen.

Ein Mann muß eine Menge Dinge wissen, deren Nützlichkeit das Kind nicht begreifen kann; aber ist es nöthig, und ist es möglich, daß ein Kind alles lerne, was der Mann wissen muß? Versucht es, dem Kinde alles beizubringen, was für sein Alter nützlich ist, so werdet ihr einsehen, daß seine Zeit damit mehr als ausgefüllt sey. Warum wollt ihr, zum Nachtheil der Kenntnisse, die ihm heute zusagen, ihm die eines Alters geben, von welchem es so unsicher ist, daß es ihm werde zu Theil werden? Ihr wendet mir ein, daß es in dem Augenblick, wo man die Kenntnisse braucht, nicht Zeit seyn werde, sie zu erwerben. Dieses weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es unmöglich ist, sie eher zu erwerben; denn unsere wirklichen Lehrmeister sind die Erfahrung und die Empfindung, und nie em=

pfindet der Mensch, was dem Menschen nöthig ist, als wenn er wirklich in die Verhältnisse gekommen ist, in welchen er sich nun antrifft. Ein Kind weiß, daß es einst ein Mann werden soll; alle Begriffe, die es sich von dem Manne machen kann, sind ihm Veranlassung zum Unterrichte; über die Begriffe des Mannszustandes aber, die über seine Fassung hinausliegen, soll es in völliger Unwissenheit bleiben. Mein ganzes Buch ist nichts als ein fortlaufender Beweis dieses Grundsatzes der Erziehung.

Sobald wir dahin gelangt sind, unsrem Zöglinge einen Begriff von dem Worte nützlich zu geben, so haben wir wieder einen großen Vortheil in der Regierung desselben erhalten; denn dieses Wort spricht stark in seine Ohren, vorausgesetzt, daß es nur in Beziehung auf sein Alter vorkommt, und daß es dessen Zusammenhang mit seinem gegenwärtigen Wohlbefinden klar einsieht. Euren Kindern sagt dieses Wort nichts, weil ihr nicht Sorge getragen habt, ihnen einen, ihrer Einsicht angemessenen Begriff davon beizubringen, weil andere, statt ihrer, sich mit der Vorsorge für ihren Nutzen beschäftigen, und weil sie also nicht nöthig haben, selbst hieran zu denken, indem sie überhaupt gar nicht wissen, was das heißen soll: nützlich.

„Wozu ist es gut?" Dieses wird künftig das heilige Wort, das entscheidende Wort, für mich und für ihn bei allen Handlungen unseres Lebens seyn; dieses die Frage, welche von meiner Seite unausbleiblich auf jede seiner Fragen folgen wird. Sie dient auch als Schirm gegen das Heer von abgeschmackten und ekelhaften Fragen, mit welchen die Kinder jeden ohne Unterlaß und ohne Nutzen belästigen, der um sie ist, mehr um eine Art Herrschaft auszuüben, als um einen Vortheil davon zu erwarten. Wer aber zu seinem wichtigsten Unterrichte die Lehre be=

kommen hat, daß er nichts wollen solle, als was nützlich ist, der fragt alsdann mit Sokrates; er thut keine Frage, deren Grund er sich nicht selbst angeben kann, weil er weiß, daß man diesen verlangen werde, ehe man die Frage beantwortet.

Seht, welch' ein wichtiges Werkzeug ich zur Leitung eures Zöglings in eure Hände gebe! Da er von nichts den Grund weiß, so ist ihm der Mund geschlossen, sobald ihr nur wollt; aber ihr dagegen, in welchem Vortheil steht ihr nicht gegen ihn, bei euren Kenntnissen, und mit eurer Erfahrung, wenn ihr ihm den Nutzen dessen, was ihr ihm aufgebt, zeigen könnet! Doch, täuscht euch auch hiebei; diese Frage an ihn thun, heißt, ihn lehren, daß er sie auch an euch thue; und ihr könnt darauf rechnen, daß bei allem, was ihr ihm vorschlagen möget, in Befolgung eures Beispieles, er künftig euch auch fragen werde: Wozu ist dieses gut?

Dieses ist allerdings eine Schlinge, welcher der Erzieher nur sehr schwer entgehen wird. Sucht ihr bei dieser Frage des Kindes euch nur aus der Sache zu ziehen, und gebt ihr ihm auch nur eine einzige Antwort, welche es nicht versteht; sieht es, daß ihr nur aus eurem Kopfe heraussprecht, aber nicht aus dem seinigen: so wird es glauben, das was ihr saget, sey zwar gut für euer Alter, aber nicht für das seinige; es wird euch sein Zutrauen entziehen, und alles ist verloren. Aber wo finde ich den Lehrer, der gesonnen wäre, kurz abzubrechen, und seinem Zöglinge zu gestehen, er habe Unrecht? Jeder hat sich zum Gesetz gemacht, dieses nicht zu gestehen, wenn er es auch selbst einsähe. Was mich betrifft, so nehme ich mir vor, auch dann Unrecht haben zu wollen, wenn ich es nicht habe, sobald meine Gründe meinem Zöglinge nicht einleuchten können. So steht

mein Betragen immer rein vor seiner Seele da; er faßt nie Verdacht gegen mich, und ich werde mehr Zutrauen behalten, wenn ich einen Irrthum zugestehe, als wenn ich mich bemühen wollte, ihn zu verdecken.

Zuerst bedenket dabei, daß ihr selten in dem Fall seyn werdet, ihm etwas zum Lernen vorzuschlagen. Es ist an ihm, es zu verlangen, es zu suchen, es zu finden; an euch aber, es seiner Fähigkeit anzupassen, dieses Verlangen in ihm geschickt zu erwekken, und ihn mit den Mitteln zu dessen Befriedigung zu versehen. Hieraus ergiebt sich, daß eure Fragen nicht oft kommen werden, aber sie müssen gut gewählt seyn; er, im Gegentheil, wird euch sehr oft fragen müssen, ihr seyd aber dabei weniger ausgesetzt; denn gemeiniglich werdet ihr dagegen erwiedern müssen: Wozu ist es gut, daß du diese Frage an mich thust?

Alsdann ist ja auch wenig daran gelegen, ob er dieses oder jenes lerne, wenn er nur das, was er lernet, und dann die Anwendung davon tüchtig verstehet. Sobald der Aufschluß, welchen ihr ihm zu geben habt, nicht völlig gut für ihn ist, so gebt ihm gar keinen. Sagt ihm ohne allen Rückhalt: Ich kann dir hierauf nicht antworten; ich hatte Unrecht, wir wollen die Sache liegen lassen. Wäre das, was ihr thatet, wirklich nicht an seiner Stelle gewesen, so schadet es ja gar nicht, daß es verlassen wird; wäre es aber anders, so werdet ihr, mit ein wenig Sorgfalt bald wieder Gelegenheit haben, den Zögling von der Nützlichkeit desselben zu überzeugen.

Ich liebe nicht die Auseinandersetzungen in Gesprächen; die jungen Leute wenden dabei wenig Aufmerksamkeit an, und behalten sie nicht. Sachen! Sachen! Ich werde nie aufhören zu wiederholen, daß

wir auf Worte zu viel Gewicht zu legen; mit unserer geschwätzigen Erziehung bilden wir nichts weiter als Schwätzer.

Wir wollen annehmen, daß mein Zögling, während daß ich mit ihm den Lauf der Sonne, und die Kunst, sich zu orientiren, studire, mich auf einmal mit der Frage unterbreche, zu was dieses gut sey. Was könnte ich ihm da nicht für eine schöne Rede halten? Wie viel Belehrungen könnte ich ihm nicht geben bei Gelegenheit der Beantwortung dieser Frage, besonders, wenn Zeugen bei der Unterhaltung anwesend wären. [2]) Ich könnte von dem Nutzen des Reisens sprechen, von den Vortheilen des Handels, von den den Klimaten eigenen Producten, von den Sitten der verschiedenen Völker, vom Nutzen des Kalenders, von der Berechnung der Jahreszeiten zum Vortheil für den Feldbau, von der Kunst des Seefahrers, von dem was er thun muß, wenn er auf dem Meere ist, um seinen Weg genau halten zu können, wenn er auch nicht weiß, auf welcher Stelle des Erdbodens er sich befinde. Politik, Naturgeschichte, Astronomie, selbst Moral und Naturrecht würden in meinen Vortrag gezogen werden können, und ich könnte meinem Zöglinge eine hohe Vorstellung von allen diesen Wissenschaften, und ein großes Verlangen nach deren Kenntniß beibringen. Und — hätte ich dieses alles ge-

---

[2]) Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß man bei dem gelehrten Unterrichte, welcher den Kindern ertheilt wird, weniger Sorge trägt, ihn für diese einzurichten, als daß man ihn für die Erwachsenen gibt, welche gegenwärtig sind. Ich bin vollkommen überzeugt von dem, was ich hier sage, denn ich habe es sogar an mir selbst beobachtet.

than, so hätte ich, als ein wahrer Pedant, eine Schautafel aufgestellet; mein Zögling hätte nicht einen einzigen Begriff in seinen Kopf bekommen. Er würde sehr große Lust haben, mich aufs neue zu fragen, wozu dieses alles gut sey; er würde es aber freilich nicht wagen, aus Furcht, mich böse zu machen. Er findet seine Rechnung besser dabei, daß er sich stelle, als habe er verstanden, was man ihn gezwungen hat anzuhören. So macht man es bei der guten Erziehung!

Mein Emil aber, etwas bäuerischer erzogen, und etwas schwerfälliger bei Erwerbung der Begriffe, wird auf alle diese Dinge gar nicht hören. Bei dem ersten Worte, das er nicht versteht, läuft er davon; er springt zur Stube hinaus, und läßt mich fortreden. Es muß eine plumpere Antwort gesucht werden; mein Schaukasten von Wissenschaft ist nichts für ihn.

Wir hatten die Lage des Waldes, nördlich von Montmorenci, beobachtet, als er mich durch die ungelegene Frage: Wozu ist das gut? unterbrach. Du hast recht, antwortete ich; wir wollen mit Muße darüber nachdenken; und finden wir, daß diese Arbeit zu nichts gut ist, so lassen wir sie liegen, denn wir haben nützliche Dinge genug zu thun. Wir nehmen nun etwas anderes vor, und es ist diesen Tag über nicht weiter die Rede von Geographie.

Am Morgen des folgenden Tages schlage ich ihm einen Spatziergang, noch vor dem Frühstücke, vor. Das ist ihm schon recht; zum Laufen sind Kinder immer bereit, und das meinige ist gut zu Fuße. Wir gehen in den Wald hinein, wir laufen über Wiesen hin, wir verirren uns; wir wissen nicht mehr, wo wir sind; und als wir uns entschließen, umzukehren, können wir den Rückweg nicht finden. Die Zeit verläuft, es stellt sich die Hitze ein, wir haben Hunger; wir strengen uns an, wir irren vergebens von einer

Gegend zur anderen herum. Ueberall nichts als Wald; kein Weg, keine offene Stelle, kein Merkmal, durch welches wir uns zurecht finden könnten. Tüchtig erhitzt, tüchtig abgemattet, tüchtig ausgehungert, erreichen wir mit unserem Hin = und Herlaufen weiter nichts, als daß wir uns nur noch mehr verirren. Wir setzen uns endlich wieder, um auszuruhen, um zu überlegen. Emil, den ich hier erzogen annehme, wie ein anderes Kind, überlegt aber nicht, sondern er weinet; er weiß nicht, daß wir uns vor dem Thore von Montmorenci befinden, und daß nur ein bloßes Gebüsch uns dasselbe verbirgt. Dieses Gebüsch ist für ihn aber ein Wald; ein Knabe von seiner Höhe steckt in einem Buschwerk, wie im Grabe.

Nach einigen Minuten Stillschweigens sage ich zu ihm, mit etwas Unruhe: Lieber Emil, wie werden wir's anfangen, daß wir hier herauskommen?

Emil, (im Taumel, und heiße Thränen vergießend.)

Ach, ich weiß es nicht. Ich bin müde; ich bin hungrig; ich bin durstig; ich kann nicht mehr fort.

Johann Jacob.

Glaubst du, daß es um mich besser stehe? und denkst du, daß ich nicht auch weinen würde, wenn ich von meinen Thränen frühstücken könnte? Hier gilt es aber nicht, zu weinen; es gilt, sich zurecht zu helfen. Lass' uns doch auf unsere Uhr sehen; welche Zeit ist's?

Emil.

Es ist Mittag, und ich bin noch nüchtern.

Johann Jacob.

Wahr! es ist Mittag, und ich bin noch nüchtern.

Emil.

Ach! was müssen Sie für Hunger haben!

Johann Jacob.

Es ist nur ein Unglück, daß mein Frühstück mich

hier nicht aufsuchen wird. Es ist Mittag! Gerade die Stunde, wo wir gestern in Montmorenci die Lage dieses Waldes beobachteten. Könnten wir doch eben so von diesem Walde aus die Lage von Montmorenci beobachten!.....

Emil.

Ja freilich; aber gestern konnten wir den Wald sehen; hier können wir die Stadt nicht sehen.

Johann Jacob.

Ja, dies ist das Uebel..... Wenn wir ihre Lage finden könnten, ohne daß wir sie sehen!....

Emil.

Ach! wäre das möglich?

Johann Jacob.

Sagten wir nicht, der Wald liege.....

Emil.

Nördlich von Montmorenci.

Johann Jacob.

Folglich muß Montmorenci liegen....

Emil.

Südlich vom Walde.

Johann Jacob.

Es giebt ein Mittel, den Norden von Süden aus zu finden.

Emil.

Ja wohl, die Richtung des Schattens.

Johann Jacob.

Aber der Süden?

Emil.

Ja; wo ist dieser?

Johann Jacob.

Der Süden ist dem Norden entgegengesetzt.

Emil.

Ja, das ist wahr; wir brauchen also nur das

Entgegengesetzte des Schattens zu suchen! O! Hier ist Süden! hier, hier ist Süden! Ganz sicher ist Montmorenci hierherwärts; hier, nach dieser Richtung, wollen wir suchen.

Johann Jacob.

Du kannst recht haben; wir wollen diesen Wald-Fußsteig einschlagen.

Emil. (in die Hände klopfend, und mit einem Freudenrufe:)

Ah! Ich sehe Montmorenci! Hier liegt es, gerade vor uns ganz offen da! Ei! nun frühstücken wir; nun essen wir Mittag; geschwind darauf los; die Astronomie ist zu etwas gut.

Bedenket wohl, daß, wenn er auch das letzte nicht ausspräche, so würde er es doch denken; es ist einerlei; wenn nur ich es nicht ausspreche. Und seyd versichert, daß er den Unterricht dieses Tages zeitlebens nicht vergessen werde; anstatt, daß meine Rede, wenn ich ihm in der Stube dieses alles nur als Möglichkeit vorgestellt hätte, am folgenden Tag schon wieder vergessen gewesen wäre. So viel es nur geschehen kann, muß man durch Handlungen sprechen, und nur das muß man sagen, was man nicht machen kann.

Der Leser wird nicht erwarten, daß ich so wenig Achtung für ihn habe, ihm von jedem Gegenstande der Unterweisung ein Beispiel zu geben. Aber es sey der Gegenstand, welcher er wolle, so kann ich dem Lehrer nicht genug einschärfen, seine Beweise nach der Fähigkeit des Zöglings abzumessen; denn, noch einmal, das Schlimme liegt nicht darin, daß dieser etwas nicht versteht, sondern darin, daß er glaubt, es zu verstehen.

Ich erinnere mich, daß ich einst einem Kinde Geschmack für Chemie beibringen wollte. Nachdem ich einige metallische Auflösungen vorgezeigt hatte, setzte

ich ihm aus einander, wie die Dinte bereitet werde. Ich sagte ihm, daß die Schwärze von den, fast überall anzutreffenden, Eisentheilchen herrühre, daß man diese durch Vitriol entbinde, und mit einer alkalischen Flüssigkeit niederschlage. Mitten in meiner gelehrten Auseinandersetzung hält mich der kleine Schelm ganz kurz mit der Frage, die ich ihn schon gelehrt hatte, an. Ich bin in Verlegenheit.

Ich erholte mich aber bald wieder, und ergriff meine Parthie. Ich ließ Wein bringen aus dem Keller unseres Hauswirths, und andern, zu acht Sous, von einem Weinschenken. Ich that in ein kleines Fläschchen eine Auflösung von Alkali fixum; und als ich nun die beiden Weinsorten vor mir hatte, redete [3]) ich also zu Emil:

Man verfälscht verschiedene Nahrungsmittel, um ihnen scheinbar mehr Werth zu geben, als sie haben. Durch solche Verfälschungen wird das Auge und der Gaumen betrogen; aber sie sind schädlich, und verschlechtern die verfälschte Sache, trotz des schönen Ansehens, welches sie dadurch erhält.

Vorzüglich werden die Getränke verfälscht, und hauptsächlich wieder die Weine, denn bei diesen ist der Betrug schwerer zu erkennen, und der Vortheil beträchtlicher.

Die Verfälschung der herben und sauern Weine geschieht mit Silberglätte; die Silberglätte aber wird aus Blei bereitet. Blei mit Säuren vermischt, gibt ein süßes Salz, welches den herben Geschmack des Weines vermindert, zugleich aber ein Gift ist

---

[3]) Bei jeder Erklärung, welche dem Kinde gegeben werden soll, dient eine in die Augen fallende Vorrüstung sehr gut, die Aufmerksamkeit zu spannen.

für den, der ihn trinket. Es ist also wichtig, bei Weinen, welche verdächtig scheinen, vorher zu wissen, ob sie wohl Silberglätte enthalten, oder nicht. Gib nun einmal Acht, wie ich verfahre, um dieses herauszubringen.

Der Traubensaft enthält nicht nur eine brennbare Substanz, wie du daraus siehst, daß man Branntwein aus demselben bereiten kann, sondern auch eine Säure, wie du aus dem Weinessig und aus dem Weinstein, welcher daraus bereitet wird, sehen kannst.

Diese Säure aber steht in Verwandtschaft mit metallischen Substanzen, und vereinigt sich bei der Auflösung mit ihnen, um ein gemischtes Salz zu bereiten, wie z. B. der Rost, welcher nichts andres ist, als Eisen, aufgelöst durch eine Säure, welche sich in der Luft oder in dem Wasser befindet, oder auch der Grünspan, der ein durch Weinessig aufgelöstes Kupfer ist.

Eben diese Säure aber hat noch größere Verwandtschaft mit den alkalischen Substanzen, als mit den metallischen, so daß durch Verbindung derselben mit den gemischten Salzen, von denen ich gesprochen habe, die Säure gezwungen wird, sich von dem Metalle, mit dem es sich verbunden hatte, zu trennen, und sich mit dem Alkali zu verbinden.

Nun schlägt sich das Metall, befreit von der Säure, die es gebunden hatte, zu Boden, und trübt die Flüssigkeit.

Ist also einer von diesen Weinen mit Silberglätte versehen, so hält seine Säure die Silberglätte gebunden. Und gieße ich nun alkalische Flüssigkeit hinein, so zwingt diese die Säure, dieselbe fahren zu lassen, und sich mit ihr zu verbinden. Das Blei ist nun nicht mehr gebunden, es erscheint wieder als

solches, es trübt die Flüssigkeit, und wird endlich im Glase zu Boden fallen.

Ist aber kein Blei in dem Weine, und auch kein anderes Metall, so vereinigt sich das Alkali allmählich mit der Säure; es bleibt alles, wie es ist, und es erfolget kein Niederschlag. [4])

Nun goß ich von meiner alkalischen Flüssigkeit nach und nach etwas in beide Gläser; der Wein, der bei dem Hauswirthe geholt worden war, blieb klar und durchsichtig; der andre wurde auf der Stelle trübe, und nach Verlauf einer Stunde sah man ganz deutlich, wie sich das Blei auf dem Boden des Glases niedergesetzt hatte.

Siehe, so sprach ich nun weiter, dieses ist natürlicher, reiner Wein, und den kann man trinken, dieses aber ist der verfälschte Wein, welcher Gift enthält. So etwas entdeckt man durch eben die Kenntnisse, um deren Nutzen du mich gefragt hast. Wenn man weiß, wie die Dinte bereitet wird, so kann man auch wissen, ob die Weine geschmiert sind.

Ich war sehr zufrieden mit meinem Beispiele, wurde aber dennoch inne, daß es keinen Eindruck auf das Kind gemacht hatte. Ich hatte wirklich Zeit nöthig, um gewahr zu werden, daß ich doch nur eine Albernheit begangen hätte. Denn, um nicht davon zu sprechen, daß ein Kind von zwölf Jahren meiner Auseinandersetzung durchaus nicht folgen konnte, so konnte die Vorstellung von dem Nutzen dieser Wahrheiten gar nicht in seinen Kopf kommen, indem es beide Weine gekostet, sie beide gut gefunden hatte,

---

[4]) Der Text enthält hier, unter No. 3. und 4, zwei Anmerkungen, welche von gar keinem Interesse sind, und daher in der Uebersetzung wegbleiben.

und also mit dem Worte: Verfälschung, durchaus den Begriff nicht verbinden konnte, den ich so gut erklärt zu haben meinte. Die anderen Worte: ungesund, Gift, hatten ebenfalls keinen Sinn für das Kind; noch dazu war es in dem Falle des Erzählers der Geschichte von dem Arzte Philipp; und so ist der Fall mit jedem Kinde.

Die Verbindungen zwischen Ursachen und Wirkungen, welche wir nicht wahrnehmen, das Gute und das Schlimme, wovon wir keinen Begriff haben, die Bedürfnisse, welche wir niemals empfunden haben, sind für uns Nichts. Es ist unmöglich, uns durch sie für etwas zu interessiren, was auf sie Bezug hat. Man betrachtet im funfzehnten Jahre das Glück eines Weisen, wie im dreißigsten die Herrlichkeit des Paradieses. Kennt man nicht beides, so wird man sich nicht bemühen, eines sich zu verschaffen. Und selbst, wenn man sie kennte, so würde man dennoch wenig dafür thun, wenn man nicht ein Verlangen nach ihnen hätte, wenn man nicht fühlte, daß sie zu unserem Wesen gehören. Es ist zwar bequem, ein Kind zu überführen, daß das, was man ihm beibringen will, nützlich sey; aber dieses Ueberführen ist nichts, wenn man es nicht wirklich überzeugen kann. Vergebens billiget oder verwirft unsere ruhige Vernunft etwas; nur die Liebe zur Sache macht, daß wir handeln. Wie kann man aber Liebe für etwas empfinden, was man noch nicht kennt?

Zeiget dem Kinde nichts, was es noch nicht im Stande ist zu sehen. So lange die Menschheit ihm etwas beinahe fremdes ist, kann es sich auch noch nicht zu dem Standpunkte eines Menschen erheben, und ihr zieht daher den Menschen für dasselbe zum Kinde herab. Redet, wenn ihr auch an das denkt, was ihm späterhin von Nutzen seyn kann, dennoch von

nichts anderem mit ihm, als davon, dessen Nutzen ihm gegenwärtig schon einleuchtet. Uebrigens auch durchaus keine Vergleichung mit anderen Kindern, keine Miteiferer, selbst bei dem Laufen nicht, wenn das Kind schon seine Vernunft braucht. Hundertmal lieber ist es mir, das Kind lerne nichts, als daß es aus Eifersucht oder aus Eitelkeit lerne. Wohl aber sollen jährlich die Fortschritte angegeben werden, welche es gemacht hat; ich werde sie mit denen vergleichen, die es im Jahre darauf machte. Ich werde ihm sagen: Du bist jetzt so und so groß; diesen Graben konntest du überspringen, diesen Bündel konntest du tragen; bis dahin konntest du einen solchen Stein werfen, so weit konntest du in einem Athem laufen, u. s. w. Lass' sehen, was du gegenwärtig leistest. So ermuntere ich den Knaben, ohne ihn eifersüchtig auf jemanden zu machen. Sich selbst will er übertreffen, und dieses soll er. Ich sehe keinen Nachtheil davon, daß er sich selbst nacheifere.

Ich hasse die Bücher; man lernt aus ihnen nur über Dinge sprechen, die man nicht versteht. Man erzählt, Hermes habe die Elemente der Wissenschaften in Säulen eingegraben, damit keine Ueberschwemmung seine Entdeckungen vernichten könne. Hätte er sie aber in die Schädel der Menschen tüchtig eingedrückt, so hätten sie sich durch mündliche Fortpflanzung erhalten. Tüchtige Gehirne sind die Steine, in welche sich die menschlichen Kenntnisse am dauerhaftesten eingraben.

Wäre es nicht möglich, so viele, in so vielen Büchern zerstreute Kenntnisse zusammen zu fassen, sie unter einen einzigen allgemeinen Gesichtpunkt zu vereinigen, so daß sie leicht übersehen, in ihrer Folge auf einander dargestellt werden, und ein Reizmittel abgeben könnten, selbst für dieses Alter? — Wenn

man eine Lage ausdenken könnte, in welcher alle naturgemäßen Bedürfnisse des Menschen sich auf eine, dem Geiste des Kindes wahrnehmbare Weise, darstellten, und wo die Mittel, diese Bedürfnisse zu befriedigen, mit derselben Leichtigkeit, nach und nach vor seinem Auge sich entwickelten, so müßte man durch ein lebendiges und natürliches Gemälde dieser Lage der Denkkraft des Kindes die ersten Hülfen geben können.

Feuriger Philosoph, ich sehe die Phantasie schon sich entflammen. Setze dich aber nicht in Unkosten; diese Lage ist schon entdeckt, sie ist beschrieben, und, ohne dir Unrecht thun zu wollen, viel besser, als du sie selbst würdest beschreiben können; wenigstens mit mehr Wahrheit und Einfachheit. Müssen wir denn schlechterdings Bücher haben, nun, so gibt es schon eines, welches, nach meinem Dafürhalten, die beßte Abhandlung über die naturgemäße Erziehung ist. Dieses Buch ist das erste, welches Emil lesen soll; es wird lange Zeit seine ganze Bibliothek seyn, und wird auch späterhin immer einen ausgezeichneten Platz in derselben behalten. Es wird der Text seyn, zu welchem alle unsere Unterhaltungen aus den Naturwissenschaften nur Commentare seyn sollen. Es wird den Prüfstein für den Zustand unserer Urtheilskraft abgeben, so lang diese im Fortschreiten begriffen ist; und das Lesen in diesem Buche wird uns immer Vergnügen machen, so lang unser Geschmack nicht verderbt worden ist. Nun, und welches ist dieses Wunderbuch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Büffon? Nein; es ist Robinson Crüsoe.

Dieser Robinson Crüsoe auf seiner Insel, allein des Beistandes von Wesen seines Gleichen, und aller Werkzeuge, aller Kunstmittel beraubt, dabei auf seine Erhaltung denkend, und sich sogar eine Art Wohlbe-

finden verschaffend, — dieser ist ein Gegenstand, der für jedes Alter Interesse hat, und welchen man für Kinder durch tausend Mittel angenehm machen kann. Sehet ihr nun, wie die wüste Insel, welche ich anfangs als Gleichniß gebrauchte, in die Wirklichkeit eintritt? Dieses ist, ich weiß es sehr wohl, nicht der gesellschaftliche Zustand des Menschen; wahrscheinlich soll es auch nicht Emils Zustand werden; aber von diesem Zustande aus soll er alle andern beurtheilen lernen. Das sicherste Mittel, sich über Vorurtheile zu erheben, und seinen Urtheilen über die wahren Verhältnisse der Dinge die gehörige Richtigkeit zu geben, ist, daß man sich in die Stelle eines ganz isolirten Menschen versetze, und über alles eben so zu urtheilen, wie dieser Mensch selbst es auf sich beziehen, und darüber urtheilen muß.

Diese Erzählung, von allem Plunder, der ihr anhängt, entblößt, beginnend mit dem Schiffbruche des Robinson bei seiner Insel, und endigend mit der Ankunft des Schiffes, welches ihn befreit, wird für Emil beides, Vergnügen und Unterricht, während des ganzen Zeitraumes seyn, von welchem ich gegenwärtig spreche. Ich will, daß ihm der Kopf davon schwindle, daß er sich ohne Unterlaß mit seinem Schlosse, mit seinen Ziegen, mit seinen Pflanzungen beschäftige; er soll einzeln, nicht aus Büchern, sondern von den Dingen, alles lernen, was er in einem ähnlichen Falle brauchen würde; er soll denken, er sey selbst Robinson; er soll sich sehen in seiner Bekleidung von Fellen, eine große Kappe auf dem Kopfe, einen großen Säbel, den ganzen grotesken Anzug der Figur auf dem Titelkupfer, nur den Sonnenschirm nicht, den er nicht nöthig hat Ich will, daß er in Unruhe gerathe über die Maasregeln, die zu ergreifen sind, wenn Mangel an diesem oder jenem anfängt; er soll das Benehmen seines Helden untersuchen; er soll sehen, ob er nichts unterlassen

habe, ob er nichts besser hätte machen können; er soll genau bemerken, wo jener etwas nicht recht gemacht habe, um in ähnlichem Falle nicht selbst denselben Fehler zu begehen. Denn es muß euch nicht befremden, daß er darauf denken werde, sich einst einen ähnlichen Aufenthalt zu verschaffen. Ein solcher Zustand ist das wahre Paradies für dieses glückliche Alter, in welchem man kein anderes Glück kennt, als das Nothdürftige und die Freiheit.

Was für Gelegenheiten gibt nicht diese Thorheit einem geschickten Manne, welcher sie bis zu der Zeit zurückzuhalten verstand, wo er Gebrauch von ihr machen kann! Das Kind, voll des Gedankens, sich ein Magazin für seine Insel anzulegen, wird viel hitziger auf das Lernen seyn, als der Lehrer auf den Unterricht. Es wird alles wissen wollen, was nützlich ist, und wird weiter nichts wissen wollen, als dieses. Nun werdet ihr es nicht mehr zu ermuntern brauchen, ihr werdet es nur zurückhalten müssen. Uebrigens, eilet, den Knaben auf seiner Insel einzurichten, so lang er seine Glückseligkeit noch auf dieselbe beschränket; denn die Zeit nähert sich, wo er, wenn er auch auf ihr wohnen will, doch nicht auf ihr wird allein seyn wollen, und wo Freitag, der ihm jetzt noch nicht einmal fehlet, ihm nicht lange mehr genug seyn wird.

Die Verfertigung solcher einfachen Dinge, zu denen ein einziger Mensch hinreicht, führt zur Verfertigung der zusammengesetzten, bei denen die Beiwirkung mehrerer Hände erforderlich ist. Die ersten kann der Einsiedler, der Wilde zu Stande bringen; die anderen aber können nur in der Gesellschaft gemacht werden, und machen diese also nothwendig. So lange man nur das physische Bedürfniß fühlt, ist jeder einzelne Mensch sich selbst genug; die Einführung des Ueberflüssigen aber führt unausbleiblich zur Vertheilung der Arbeit,

und macht Theilnahme nöthig. Denn, während ein Mensch, welcher allein arbeitet, nur so viel verfertigt, daß ein einziger davon leben kann, bringen hundert Menschen, die einander in die Hand arbeiten, so viel hervor, daß zweihundert davon leben können. Sobald es daher Menschen gibt, welche nichts thun, muß die Zusammenwirkung derjenigen, welche arbeiten, die Unthätigkeit der nicht arbeitenden ersetzen.

Eure größte Sorge muß seyn, daß ihr alle Vorstellungen von gesellschaftlichen Verhältnissen, welche er nicht verstehen kann, von ihm entfernt haltet. Zwingt euch aber der Zusammenhang der Kenntnisse, ihm die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen von einander darzustellen, so zeigt ihm dieselbe wenigstens nicht von der moralischen Seite, sondern wendet anfangs seine Blicke nur auf den Kunstfleiß und auf die mechanischen Künste, durch welche die Menschen einander nützlich werden. Geht von Werkstatt zu Werkstatt, leidet aber nicht, daß er auch nur Eine sehe, in welcher er nicht selbst Hand angelegt habe, oder daß er sie verlasse, ohne die Beschaffenheit von allem, was da gemacht wird, oder wenigstens von allem, was er da beobachtet hat, gründlich zu erkennen. Legt daher selbst mit Hand an, gebt ihm überall das Beispiel. Seyd überall Lehrling, damit er der Meister werde, und bedenket, daß eine Stunde Arbeit ihm mehr Unterricht geben wird, als ein ganzer Tag bloßer Erklärungen.

Man schätzt die verschiedenen Arbeiten überall auf eine Art, welche in umgekehrtem Verhältnisse mit deren wirklichem Nutzen steht. Diese Schätzung richtet sich direct nach deren Unnützlichkeit, und dieses muß auch so seyn. Die nützlichsten Künste sind diejenigen, mit denen am wenigsten verdient wird, weil die Anzahl der Verfertiger sich nach dem Grade ihrer Unent-

behrlichkeit richtet, und weil die Arbeiten, deren jedermann bedarf, schlechterdings einen Preiß haben müssen, den auch der Arme bezahlen kann. Die wichtigen Leute hingegen, die man nicht Handwerker nennt, sondern Künstler, arbeiten nur für die Müßigen und für die Reichen, und setzen einen willkührlichen Preiß auf ihre Tändeleien; das Verdienst solcher eitlen Arbeiten besteht bloß in der Meinung; es macht daher der Preiß derselben einen Theil dieses Verdienstes aus, und man schätzt sie nach dem Maase, als sie theuer sind. Das Aufheben, welches der Reiche von ihnen macht, liegt nicht in ihrer Nützlichkeit, sondern darin, daß der Arme sie nicht bezahlen kann. „Ich will nur das besitzen, um was mich das Volk beneidet." [5])

Was wird aus euren Zöglingen werden, wenn ihr sie diese Vorurtheile annehmen lasset, wenn ihr diese sogar begünstiget, wenn sie sehen, daß ihr, zum Beispiel, in den Laden eines Goldschmiedes mit mehr Achtung eintretet, als in den eines Schlossers? Was für Urtheile werden sich in ihnen bilden über das wirkliche Verdienst der Künste und über den wirklichen Werth der Dinge, wenn sie überall den Preiß, welchen die Phantasie gibt, im Widerspruch sehen mit dem, welchen der wirkliche Nutzen setzt, und wenn sie gewahr werden, daß die Dinge desto mehr kosten, je weniger sie werth sind. In dem Augenblick, als ihr solche Vorstellungen in ihrem Kopfe Platz nehmen laßt, gebt nur eure übrige Erziehung auf; ihr möchtet thun, was ihr wolltet, so werden eure Kinder erzogen seyn, wie alle andern; ihr habt vierzehn Jahre Zeit verloren.

Emil ist bedacht, seine Insel zu versorgen, und wird die Dinge in anderem Lichte erblicken. Robinson würde den Laden eines Kleinschmiedes weit höher ge-

---

[5]) Petronius.

schätzt haben, als alle Tändeleien des Saide. Der erste wäre ihm als ein sehr ehrwürdiger Mann, der andere als eine Art Narr erschienen.

„Mein Sohn ist bestimmt, in der Welt zu leben; „er wird nicht unter Weisen leben, wohl aber unter „Thoren; es ist also nöthig, daß er ihre Thorheiten „kenne, denn sie wollen nach diesen behandelt seyn. „Die Kenntniß der wirklichen Beschaffenheit der Dinge „mag ihren Werth haben, aber die Kenntniß der Men„schen und ihrer Urtheile hat einen noch größeren; denn „in der Menschengesellschaft ist das wichtigste Werk„zeug des Menschen der Mensch selbst, und der ist der „weiseste, welcher sich dieses Werkzeuges am besten „zu bedienen versteht. Was soll es helfen, den Kin„dern die Idee von einer eingebildeten Einrichtung „zu geben, die ganz das Gegentheil von der eingeführten „ist, denn nach dieser müssen sie sich doch richten ler„nen? Gebt ihnen zuerst Anweisung, wie sie klug „seyn können, und dann erst möget ihr ihnen sagen, „worin die Thorheit der Anderen bestehe.“

Dieses sind die Schein-Grundsätze, nach welchen die falsche Klugheit der Eltern verfährt, und dadurch ihre Kinder zu Sklaven der Thorheiten macht, mit denen sie genährt werden, und wodurch die Kinder selbst das Spielzeug der unsinnigen Menge werden, die sie als Werkzeug für ihre Leidenschaften brauchen wollten. Um den Menschen kennen zu lernen, wie viel muß man nicht vorher kennen, als man hierzu gelangt! Der Mensch ist das letzte Studium für den Weisen, und ihr behauptet, er müsse das erste für die Kinder seyn! Laßt sie unsere Meinungen doch erst würdigen lernen, ehe ihr sie in dieselben einführt. Kennt man denn eine Thorheit, wenn man sie für Vernunft hält? Um verständig zu seyn, muß man wissen, was das nicht verständige sey. Wie will denn euer Kind die Men-

schen kennen, wenn es weder ihre Meinungen zu beurtheilen weiß, noch ihre Irrthümer auseinander zu setzen versteht? Es ist ein Unglück, zu wissen wie die Menschen denken, wenn man nicht weiß, ob sie richtig oder unrichtig denken. Unterrichtet die Kinder also zuerst darüber, was die Dinge für sich selbst sind, und dann erst werdet ihr ihnen sagen können, was sie in unseren Augen sind. Nur auf diese Art kann man die Meinung mit der Wahrheit vergleichen, und sich über das Gemeine erheben; denn man erkennt nicht die Vorurtheile dadurch, daß man sie annimmt, und man leitet nicht dadurch das Volk, daß man ihm gleichet. Macht ihr euren Zögling mit den gewöhnlichen Meinungen bekannt, ehe er im Stande ist, sie zu würdigen, so seyd versichert, daß sie die seinigen werden, ihr möget dagegen thun, was ihr wollt, und nie werdet ihr sie bei ihm wieder zerstören können. Ich schließe mit der Behauptung, daß man die Urtheilskraft des jungen Menschen bilden, nicht aber ihm unsere Urtheile vorsagen müsse, wenn er eine richtige Urtheilskraft erhalten soll.

Ihr werdet bemerken, daß ich mit meinem Zögling bis jetzt über den Menschen noch gar nicht gesprochen habe; er würde zu viel gesunden Verstand haben, um mich zu verstehen. Seine Verhältnisse zu seiner Gattnng sind ihm noch nicht so fühlbar, daß er aus sich selbst über die der Anderen zu ihm selbst urtheilen könnte. Er kennt noch kein menschliches Wesen als nur sich selbst, und noch kennt er in der That nicht einmal sich selbst hinlänglich. Urtheilt er indessen nicht oft über sich selbst, so urtheilt er wenigstens nie anders als richtig. Er kennt die Stellen nicht, auf welchen Andere sich befinden, aber seine eigene kennt er, und behauptet er. Statt der Gesetze, die nur für die Gesellschaft gehören, haben wir ihn mit den Ket-

ten der Nothwendigkeit umgeben. Bis jetzt ist er fast nur noch ein physisches Wesen; lasset uns fortfahren, ihn als ein solches zu nehmen.

Die fühlbaren Beziehungen der Naturgegenstände und der Arbeiten der Menschen zu seinem Bedürfnisse, auf seine Sicherheit, auf seine Erhaltung, auf sein Wohlbefinden, sollen ihn bestimmen, diese Gegenstände kennen zu lernen. So soll demnach das Eisen einen weit höheren Werth in seinen Augen haben, als das Gold, und das Glas einen höheren, als der Diamant. So schätzt er den Schuhmacher, den Maurer weit höher, als einen Lempereur, einen Le Blanc, und als die Juweliere von ganz Europa; der Pastetenbäcker hat in seinen Augen eine ganz vorzügliche Wichtigkeit, und für den geringsten Zuckerbäcker gäbe er die ganze Akademie der Wissenschaften hin. Goldarbeiter, Bildstecher, Vergolder, Sticker, sind für ihn Nichtsthuer, die sich mit ganz unnützen Spielereien abgeben; selbst den Uhrmacher wird er nicht vorzüglich hoch schätzen. Das glückliche Kind genießt seine Zeit, ohne ihr Sklave zu seyn; es zieht Vortheil von ihr, kennt aber noch nicht ihren Werth. Bei dem Schweigen der Leidenschaften fließt sie ihm stets in gleicher Ruhe dahin, und macht ihm ein Werkzeug unnöthig, sie nach den Bedürfnissen einzutheilen.[6]) Habe ich ihm vorhin eine Uhr gegeben, und habe ich ihn auch weinen lassen, so habe ich meinen Emil als ein gewöhnliches Kind angenommen, um

---

[6]) Das Maas für die Zeit geht verloren, wenn wir es willkührlich nach unseren Neigungen bestimmen wollen. Die Uhr des Weisen besteht in seiner gleichbleibenden Gemüthstimmung, und in dem Frieden seiner Seele. Er ist immer zur gehörigen Stunde da, und er kennt immer die gehörige Stunde.

etwas nützliches und verständliches sagen zu können; denn, die Wahrheit zu-sagen, ein von andern Kindern so verschiedenes Kind würde kein Beispiel abgeben können.

Noch gibt es eine nicht weniger natürliche, und dabei sehr verständige Rangordnung der Künste. Man muß sie nämlich nach ihrer Abhängigkeit von einander betrachten; die am wenigsten abhängige muß die erste Stelle einnehmen, und die von den andern am meisten abhangende, die letzte. Diese Stellung, welche zu wichtigen Betrachtungen über diejenige führt, welche eine jede in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, ist der vorhergenannten ähnlich, unterliegt aber ebenfalls derselben Verkehrtheit in der Meinung; denn die Bearbeitung der Urstoffe steht in der Classe derjenigen, welche am wenigsten geehrt sind, und fast gar keinen Vortheil abwerfen; jemehr aber die Menschenhand die Stoffe verändert, desto mehr erhöht sie dadurch deren Preiß, und macht sie zu etwas achtbarem. Ich untersuche hier nicht, ob es wahr sey, daß es mehr Kunst erfodere und mehr Belohnung verdiene, wenn man den Stoffen durch die feinsten Arbeiten ihre letzte Form gibt, als wenn man sie, durch die erste Bearbeitung, bloß zum Gebrauche geschickt macht; aber ich behaupte, daß überall die Kunst, welche den allgemeinsten Nutzen gewährt, und welche am wenigsten zu entbehren ist, auch zuverlässig am meisten unsere Achtung verdiene, und daß diejenige, welche der wenigsten anderen Künste bedarf, hiedurch einen Vorzug mehr vor den anderen habe, denn sie ist die freiere und die unabhängigere. Dieses sind die wahren Grundsätze zur Schätzung der Künste und des Kunstfleißes; alles andere ist Willkühr, und hängt von der Meinung ab.

Die erste und die ehrwürdigste von allen Künsten ist der Feldbau; der Schmiedekunst würde ich den

zweiten Rang, dem Zimmerhandwerke den dritten geben, und auf diese Art weiter. Ein Kind, welches durch die verbreiteten Vorurtheile noch nicht verführt ist, wird sicherlich eben so urtheilen. Wie viel wichtige Bemerkungen wird unser Emil nicht übrigens noch bei seinem Robinson machen! Was wird er nicht sagen, wenn er sieht, wie die Künste sich nur dadurch vervollkommnen, daß sie sich theilen, und daß sie einander gegenseitig ihre Werkzeuge bis ins Unendliche vervielfältigen? Er wird sich sagen: Alle diese Menschen sind auf eine tolle Art erfinderisch; man sollte glauben, sie fürchteten, daß ihre Arme und ihre Finger ihnen zu etwas nütze wären, so viel Werkzeuge erfinden sie, um jener entbehren zu können. Tausend Künsten unterwerfen sie sich, um eine einzige üben zu können; jeder Handwerker hat einer ganzen Stadt nöthig. Ich und mein Camerad, wir wollen unsere Kunst in unsre Geschicklichkeit setzen; wir wollen uns Werkzeuge machen, die wir überall bei uns haben können. Alle diese Menschen, welche in Paris so stolz auf das sind, was sie können, würden ein Nichts seyn auf unserer Insel; sie müßten bei uns in die Schule gehen.

Leser, verweile dich nicht, hiebei die Körperübung und die Handgeschicklichkeiten unseres Zöglings zu betrachten, sondern fasse ins Auge, welche Richtung wir seinem jugendlichen Nachdenken geben; fasse den Verstand, den Erfindergeist, das Vermögen der Voraussicht ins Auge; bedenke, welche Kraft sein Kopf dadurch erhalten muß. Von allem, was er sieht, bei allem, was er thut, wird er volle Kenntniß haben, von allem wird er den Grund wissen wollen. Von Werkzeug zu Werkzeug wird er zurück gehen bis auf das erste; er wird nichts auf bloße Annahme zulassen; er wird nichts lernen wollen, was Kenntnisse voraus-

setzet, welche er noch nicht hat. Sieht er eine Stahlfeder bereiten, so wird er wissen wollen, wie das Eisen aus der Erde gebracht worden ist; sieht er einen Kasten zusammenfügen, so wird er wissen wollen, wie man den Baum umgehauen habe. Arbeitet er selbst, so wird er bei allem, was er anfaßt, zu sich sagen: hätte ich dieses nicht, was wollte ich anfangen, mir etwas anderes zu machen, oder es zu entbehren?

Uebrigens ist es bei allen Beschäftigungen, für welche der Lehrer eine Vorliebe hat, ein sehr schwer zu vermeidender Irrthum, daß man dieselbe Neigung bei dem Kinde voraussetzet. Nehmt euch in Acht, daß es sich nicht langweile, ohne euch dieses zu gestehen, wenn das Vergnügen an einer Arbeit euch selbst fortreißet. Das Kind muß ganz in dem Gegenstande verloren seyn; ihr selbst aber müsset ganz in dem Kinde seyn, ihr müßt es beobachten, es belauschen ohne Unterlaß, ihr müßt ohne den Anschein zu haben, alle seine Gedanken vorher wissen, müßt denen vorbauen, die es nicht haben soll, und müßt es überhaupt so beschäftigen, daß es sich nicht nur fähig zu der Sache finde, sondern daß es sich in derselben auch genug gefalle, um so recht einsehen zu können, wozu das gut sey, was es thut.

Die Künstler tauschen ihre Geschicklichkeit, die Kaufleute tauschen ihre Waaren, die Wechsler tauschen Geld und Geldeszeichen gegen einander aus; sie alle unterstützen sich gegenseitig; die Grundbegriffe davon kennen wir bereits; wir haben mit Hülfe des Gärtners Robert schon in früher Jugend die ersten Linien zu dem Aufrisse gezogen. Gegenwärtig dürfen wir nur diese Vorstellungen verallgemeinern, und sie auf eine größere Zahl von Beispielen ausdehnen, um dem Zöglinge das ganze Geschäft des Umsatzes der Dinge begreiflich zu machen. Es wird ihm anschau-

lich werden durch die genauere Beschäftigung mit der Naturgeschichte, indem wir die, den einzelnen Ländern eigenthümlichen Producte, das Einzelne in den zur Schifffahrt gehörenden Wissenschaften und Künsten kennen lernen, und endlich noch die größere oder geringere Schwierigkeit des Herbeischaffens betrachten, welche von der Entfernung der Plätze, von der Lage der Länder, der Meere, der Flüsse u. s. w. herrührt.

Es kann keine gesellschaftliche Verbindung ohne Umtausch, kein Umtausch ohne gemeinschaftliches Maas und kein gemeinschaftliches Maas ohne Gleichheit entstehen. Und so ist also das erste von allen Gesetzen der Gesellschaft die festgesetzte Gleichheit, sowohl unter Menschen als unter den Dingen.

Die festgesetzte Gleichheit in Bezug auf Menschen ist sehr verschieden von der natürlichen Gleichheit; sie macht das positive Gesetz nöthig, und führt also zu Regierung und Gesetzgebung. Weil aber das Kind nur klare und bestimmte Kenntnisse von dem Bürgerzustande haben soll; so soll es über den Staat im allgemeinen jetzt noch nichts weiter hören, als was mit dem Eigenthumsrechte, von welchem es bereits einen Begriff hat, zusammenhängt.

Die festgesetzte Gleichheit in Bezug auf die Dinge hat zur Erfindung des Geldes geführt; denn eine Münze ist nichts andres als das Maas zur Vergleichung des Werthes verschiedenartiger Dinge. So genommen ist das Geld das wahre Bindemittel der Gesellschaft. Zu Geld aber kann jedes Ding gebraucht werden. Ehedem brauchte man das Vieh als solches; Muschelschalen werden bei einigen Völkern noch gegenwärtig dazu gebraucht. Eisen war in Sparta, Kupfer ist in Schweden Geld; bei uns ist es Gold und Silber.

Die Metalle können am leichtesten fortgebracht werden, deswegen sind sie allgemein als Tauschmittel ein-

geführt worden. Man hat Münzen aus ihnen geprägt, um bei dem Umsatze das Messen und Wägen zu ersparen. Denn das Gepräge der Münzen ist nichts weiter, als eine Versicherung, daß das Stück dieses und dieses Gewicht habe; und der Fürst allein hat das Recht zu prägen, weil nur Ihm das Recht zukommt, zu verlangen, daß sein Zeugniß unter einem ganzen Volke Gültigkeit habe.

Den Nutzen dieser Erfindung, auf diese Art aus einander gesetzt, begreift auch der Unfähigste. Es ist schwer, Dinge, die ganz und gar verschiedenartig sind, Tuch zum Beispiel und Getraide, unmittelbar mit einander zu vergleichen. Ist aber ein gemeinschaftliches Maas erfunden worden, dergleichen die Münze ist, so braucht der Fabrikant und der Grundbesitzer seine Sache bloß mit diesem gemeinschaftlichen Maase zu vergleichen, wenn er deren Werth bei dem Austausche festsetzen will. Kostet eine bestimmte Menge Tuch so und so viel Geld, und eine bestimmte Menge Getraide kostet eben so viel dieses Geldes, so folgt, daß derjenige, der sein Tuch hingegeben, und das Getraide dafür erhalten hat, einen ganz gleichen Tausch getroffen habe. Und so können, mit Hülfe des Geldes, alle noch so verschiedenartige Dinge als meßbare Größen, und überhaupt mit einander verglichen werden.

Gehet jedoch nicht weiter, als bis zu diesem Punkte. Lasset euch auf die moralischen Wirkungen dieser Einrichtung nicht ein. Es ist wichtig, jede Einrichtung bloß darzustellen, wie sie ist, ehe von dem Mißbrauche derselben die Rede seyn darf. Wolltet ihr dem Kinde auseinander setzen, wie über den Zeichen der Dinge die Dinge selbst aus dem Auge gerückt werden, wie aus der Einführung des Geldes alle Thorheiten der Meinung entstanden sind, wie Länder, die reich an Geld sind, an Dingen sehr arm seyn müssen, so wür-

det ihr dieses Kind behandeln, als sey es ein Philosoph, ja sogar ein vollkommener Gelehrter, und ihr würdet ihm zumuthen, Dinge zu verstehen, die selbst von wenig Philosophen gehörig eingesehen werden.

Welch ein Reichthum von wichtigen Gegenständen, auf welche der Blick des Zöglinges gerichtet werden kann, ohne dabei die vorhandenen, fühlbaren, und für ihn verständlichen Beziehungen zu verlassen, und ohne daß in seinem Geiste auch nur eine einzige Vorstellung aufkomme, die er nicht völlig begriffe! Der Lehrer aber muß die Kunst verstehen, den Geist mit seinen Betrachtungen nie an Kleinigkeiten heften zu lassen, welche zu nichts führen; der Blick muß unaufhörlich zu großen Beziehungen fortgerissen werden, welche man kennen muß, um einst über gute oder schlimme Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft mit Sicherheit urtheilen zu können. Man muß verstehen, die Unterhaltungen, mit welchen man den Zögling versieht, nach der Stufe des Geistes einzurichten, auf welche er gestellt ist. Manche Frage, welche bei einem Andern nicht einmal Aufmerksamkeit erregt hätte, ist im Stande, meinen Emil sechs Monate lang zu martern.

Wir speisen in dem Hause eines reichen Mannes. Wir sehen die Zurüstungen zu einem förmlichen Gastmale, einen Haufen Menschen, einen Haufen Diener, eine Menge Schüsseln, feines und herrliches Tafelzeug. Die ganze Veranstaltung zu Vergnügen und Festlichkeit hat etwas berauschendes; es nimmt jedem, der es nicht gewohnt ist, den Kopf ein. Ich sehe vorher, was für eine Wirkung es in meinem Zöglinge hervorbringen werde. So wie sich aber die Schmauserei in die Länge zieht, so wie die Gerichte einander ablösen, so wie die Tausende von Scherzenden sich lärmend um die Tafel herum jagen, nähere ich mich seinem Ohre,

und sage: Durch wie viel Hände mag wohl das, was hier stehet, gegangen seyn, ehe es hieher hat kommen können? — Welche Unzahl von Ideen wecke ich nicht in seinem Kopfe durch diese wenigen Worte! Sofort sind alle Nebel des Wahnsinns bei ihm niedergeschlagen. Er kehrt in sich selbst zurück, er denkt nach, er berechnet, er geräth in Bewegung.

Während daß die Philosophen, erhitzt durch den Wein, vielleicht auch durch die Nachbarin, faseln und kindisch werden, sehe ich ihn philosophiren, und einsam in seinem Winkel nachdenken. Er fraget mich aus; aber ich antworte nicht, ich vertröste ihn auf ein andermal; er geräth in Unruhe, er vergißt Essen und Trinken, er möchte längst von der Tafel aufgestanden seyn, um so nach Herzenslust mit mir sprechen zu können. Was für Gegenstände also für seine Wißbegierde! Was für Stoff für seinen Unterricht! Mit seinem gesunden, durch nichts irre zu machenden Urtheile, was wird er nicht über einen solchen Ueberfluß sagen, wenn er findet, daß alle Welttheile dazu haben beitragen müssen, daß vielleicht zwanzig Millionen Hände lange Zeit arbeiten mußten, daß es Tausenden von Menschen vielleicht das Leben gekostet habe, um auf einem festlichen Mahle ihm auftischen zu können, was er Abends auf seinem Leibstühlchen wieder von sich geben wird!

Erspähet mit Sorgfalt die geheimen Folgerungen, die er bei sich aus allen diesen Beobachtungen ziehen wird. Habt ihr ihn nicht so gut in Acht genommen, als ich voraussetze, so können seine Betrachtungen eine ganz andere Wendung nehmen; er kann sich für etwas wichtiges in der Welt ansehen, wenn er wahrnimmt, daß man sich so viel Mühe gebe, ihm ein Mittagmahl vorzubereiten. Merkt ihr, daß so eine Ideenfolge eintreten werde, so könnt ihr dem Entstehen derselben leicht zuvorkommen, oder wenigstens den

Eindruck derselben sofort wieder zerstören. Da er die Dinge bis jetzt nur durch das Mittel des wirklichen Genusses sich zueignet, so urtheilt er auch nur nach fühlbaren Beziehungen über ihre Angemessenheit oder Unangemessenheit für ihn selbst. Die Vergleichung eines einfachen und ländlichen Mittagessens, durch Körperbewegung zubereitet, gewürzet durch Hunger, durch Freiheit, durch Freude, mit einem so prächtigen, so zusammengesetzten Gastmahle, wird hinreichend seyn, ihn fühlen zu lassen, daß ihm alles Gepränge eines solchen Festes gar keinen eigentlichen Nutzen gewähret habe, daß sein Magen eben so befriedigt werde am Tische eines Landmannes, als an der Tafel des Capitalisten, und daß es also auf dieser nichts mehr gab, als auf jenem, was er wahrhaft sein nennen konnte.

Wir wollen nun sehen, was bei einem solchen Falle ein Hofmeister ihm sagen würde: Erinnere dich einmal dieser beiden Mahlzeiten recht vollständig, und entscheide alsdann bei dir selbst, welche von beiden dir das meiste Vergnügen gemacht habe. Bei welcher hast du mit dem größten Appetit gegessen, bist du am heitersten gewesen, hast du am herzlichsten gelacht? Welche hat am längsten gedauert ohne langweilig zu werden, und ohne durch neue Gerichte wieder anfangen zu müssen? Nun betrachte auch noch folgenden Unterschied zwischen beiden: Dieses, dir so gut schmeckende, schwarze Brod, kommt von dem Roggen, welchen der Landmann selbst erbaut hat; sein Wein ist unscheinbar und ungekünstelt, aber er löscht den Durst, und ist auf seinem eigenen Berge gewachsen; das Tischzeug ist aus eigenem Hanfe gewebt, den Faden dazu haben die Frau, die Töchter, die Mägde im Winter gesponnen; nur von Familienhänden ist der Tisch zugerichtet worden; die nächste Mühle und ein

naher Marktplatz sind die Grenze seiner ganzen Welt Was hast du denn wirklich genossen von allem dem, was die entferntesten Länder und die vielen Menschenhände zu der anderen Tafel beigetragen haben? Wenn alles dieses dir keine gesundere Mahlzeit zubereitet hat, was hast du wohl bei dem Ueberflusse gewonnen? und wärest du, könnte man noch hinzusetzen, der Herr vom Hause gewesen, so würde dir alles noch fremder geblieben seyn, indem das Streben, deine Genußmittel vor den Augen Anderer zur Schau zu stellen, dich ganz würden um dieselben gebracht haben; du hättest die Mühe gehabt und die Andern das Vergnügen.

Dieser Vortrag mag recht gut seyn; aber für meinen Emil tauget er nicht, denn er übersteigt dessen Kräfte, und man soll ihm nie vorschreiben, wie er zu reflectiren habe. Mit ihm müßt ihr also weit einfacher sprechen. Nachdem diese beiden Proben gemacht worden sind, so sage ich etwa eines Morgens zu ihm: Wo werden wir heute essen? Wollen wir uns zu dem Silberberge setzen, welcher drei Viertel von der Tafel einnimmt, und um die Beete von papierenen Blumen, die man zum Nachtische auf Spiegeln bringt; unter den Weibern mit großen Reifröcken, welche dich als ein Spielzeug betrachten, und wissen wollen, du habest von Dingen geredet, welche du nicht einmal kennest? oder lieber auf dem Dorfe, zwei Stunden von hier, bei den guten Menschen, die uns mit so herzlicher Freude empfangen, und uns so gute Milch vorsetzen? Die Wahl des Emil ist durchaus nicht zweifelhaft; denn er ist weder eitel noch geschwätzig; er kann den Zwang nicht ausstehen, und aus allen unsern feinen Speisen macht er sich nichts. Wohl aber ist er jederzeit da, wenn es aufs Land gehen soll; gute Früchte, ein gutes Gemüse, gute Milch, gute Menschen,

alles das liebt er.[7]) Auf dem Wege kommt ihm die Bemerkung von selbst: Ich sehe, daß alle die Menschen, welche bei solchen Gastmählern beschäftiget sind, ihre Mühe in der That umsonst anwenden, oder daß sie nicht einmal an unser Vergnügen dabei denken.

Meine Beispiele sind vielleicht für einen einzigen Fall gut, aber untauglich für Tausende von andern. Siehet man aber auf den Geist derselben, so wird man sie schon gehörig umzuändern verstehen. Das Studium der Eigenthümlichkeiten eines Kindes muß hier die Wahl bestimmen, und dieses Studium bestimmt wieder die Gelegenheiten, welche man herbeiführen

---

[7]) Der Geschmack am Landleben, den ich bei meinem Zöglinge annehme, ist eine natürliche Folge seiner Erziehung. Uebrigens hat er aber auch nichts von dem schalen und gemodelten Wesen, welches den Weibern so sehr gefällt, und es wird daher von ihnen auch weniger geschmeichelt, als andere Kinder. Demnach gefällt auch er sich weniger unter ihnen und wird auch weniger verdorben in einer Umgebung, deren Reize zu empfinden er noch nicht im Stande ist. Ich habe mich sehr gehütet, ihn zu unterrichten, wie man ihnen die Hand küsset, wie man ihnen Abgeschmacktheiten sagen muß, selbst nicht einmal, daß er ihnen, vorzugsweise vor den Männern, die ihnen zugestandenen Achtungsbeweise geben soll. Ich habe mir zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, nichts von ihm zu verlangen, dessen Grund seine Einsichten übersteigt, und es gibt keine, einem Kinde verständliche, Ursache, ein Geschlecht anders zu behandeln, als das andere. Bei dieser Einfachheit bin ich ganz sicher, Herr meines Zöglings zu bleiben, und sicher, daß die Weiber ihn mir nicht entreißen werden, um eine Spielpuppe für sich aus ihm zu machen.

muß, damit sich das Kind zeigen könne, wie es ist. Man wird sich wohl nicht einfallen lassen, daß es möglich sey, in der Zeit von drei bis vier Jahren, welche wir hier auszufüllen haben, selbst dem glücklichst organisirten Kinde eine Idee von allen Künsten, und von allen Natur-Wissenschaften zu geben, die hinreichte, sich dieselben späterhin selbst zu erwerben. Indem wir aber auf diese Art alle Gegenstände, deren Kenntniß für den Zögling wichtig ist, vor sein Auge bringen, setzen wir ihn in Stand, seinen Geschmack, seine Talente zu entwickeln, die erste Bekanntschaft mit den Dingen zu machen, zu denen ihn sein Genie führt, und uns den Weg anzugeben, den wir einzuschlagen haben, wenn wir ihn, bei seiner Individualität, unterstützen wollen.

Es entspringt noch ein anderer Vortheil aus dieser Verbindung beschränkter, aber richtiger Kenntnisse. Diese Verbindungen, diese Beziehungen bewirken nämlich, daß sie in seiner Meinung über dieselben die gehörige Stelle erhalten, und daß er gegen die Vorurtheile gesichert wird, welche die Großzahl der Menschen für die Talente haben, welche sie selbst ausbilden, und gegen die Talente, welche sie selbst vernachlässigen. Wer die Theile des Ganzen gehörig überschaut, der sieht auch sogleich die Stelle, wo jedes Einzelne hingehört; wer einen einzelnen Theil vollständig und gründlich kennt, kann ein sehr gelehrter Mann seyn. Nur der erstere aber ist ein Mann von Urtheilskraft; und ihr werdet euch wohl erinnern, daß wir es mehr auf Erwerbung der Urtheilskraft, als auf Erwerbung der Wissenschaft anlegen.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist meine Methode unabhängig von meinen Beispielen; sie beruht auf dem Maase der Kräfte, welche der Mensch in den verschiedenen Lebensjahren besitzt, und wählt hienach die Be-

schäftigungen, welche diesen Kräften angemessen sind. Ich glaube wohl, daß sich leicht eine andere finden ließe, bei welcher man scheinbar besser führe; wäre sie aber der Art, dem Alter, dem Geschlechte weniger angemessen, so zweifle ich, daß man dieselben Erfolge mit ihnen erreichen würde.

Bei dem Anfang dieser zweiten Periode haben wir Gebrauch gemacht von dem Ueberschuß unserer Kraft über unsere Bedürfnisse, um außer uns selbst hinaus zu gehen; wir haben uns bis zum Himmel emporgeschwungen; wir haben die Erde ausgemessen; wir haben die Gesetze der Natur gesammelt; wir haben, mit Einem Worte, die ganze Insel durchschritten. Nun wollen wir auf uns selbst wieder zurückkommen; unmerklich nähern wir uns unserer Wohnung wieder. Glücklich, wenn wir, beim Eintreten, keinen eingedrungenen Feind antreffen, der uns drohet, und sich bereit macht, sie für sein Eigenthum zu erklären.

Was haben wir noch zu thun, nachdem wir alles, wovon wir umgeben sind, haben kennen gelernt? Wir haben nun alles, was wir uns davon zueignen können, in unsern Nutzen zu verkehren; wir haben von unserer Wißbegier Vortheil für unser Wohlbefinden zu ziehen. Bisher haben wir Werkzeuge aller Art angeschafft, ohne noch zu wissen, welche von ihnen uns nöthig seyn würden. Unnütz vielleicht für uns selbst, können sie Anderen nützen; und, umgekehrt, haben wir vielleicht nöthig, was Andere besitzen. Wir werden also Alle bei dem Tausche unsere Rechnung finden. Aber bei diesem Tausche müssen wir unsre gegenseitigen Bedürfnisse kennen; jeder muß wissen, was er von dem Besitze des Anderen brauchen kann und was er selbst diesem dagegen wieder anzubieten habe. Stellen wir uns zehn Leute vor, von denen jeder zehn Arten von Bedürfnissen habe.

Es muß also jeder, für sein eigenes Bedürfniß, zehn Arten von Arbeiten gelernt haben. Die Verschiedenheit des Genie's und der Talente vor Augen genommen, so wird der Eine in dieser, der Andere in jener Art von Arbeiten unvollkommen bleiben. Alle fähig zu verschiedenen Geschäften, werden ein jedes vornehmen, und werden sich schlecht dabei befinden. Nun lasset uns aber eine Gesellschaft aus diesen zehn Menschen bilden, und es befleißige sich jeder, sowohl für sich selbst, als auch für die neun andern, derjenigen Art von Beschäftigung, die ihm am besten zusaget. Hier wird jeder aus den Talenten der Anderen eben den Vortheil ziehen, als habe er alle diese Talente selbst; jeder wird das seinige durch immerwährende Uebung vervollkommnen; ja, es wird sich ereignen, daß alle zehen, nachdem sie einander vollkommen befriedigten, sogar noch einen Ueberschuß für Andere haben werden. Dieses ist augenscheinlich die Grundlage aller unserer gesellschaftlichen Einrichtungen. Was daraus folgen mag, untersuche ich aber nicht hier; ich habe dieses bereits in einer andern Schrift gethan. [8])

Nach diesem Princip würde ein Mensch, der sich als ein abgesondertes Wesen benehmen wollte, da er sich an gar nichts anschlösse, und sich nur allein hinlänglich seyn wollte, nur ein sehr elendes Wesen seyn. Er würde nicht einmal fortleben können; denn überall findet er die Erdoberfläche in Eigenthum verwandelt; er selbst besitzt nichts weiter, als seinen Körper, wo soll er denn hernehmen, was er bedarf? Indem wir also den natürlichen Zustand verlassen,

---

[8]) In der Abhandlung über die Ungleichheit der Lage der Menschen.

zwingen wir unsere Nebenmenschen, ihn ebenfalls zu verlassen; niemand kann, gegen den Willen Anderer, in demselben verharren; und es hieße abermals, ihn verlassen, wenn man, bei der Unmöglichkeit das Leben zu behalten, in demselben bleiben wollte, weil das erste Gesetz der Natur auf die Sorge der Selbsterhaltung geht.

So bilden sich also in der Seele des Kindes nach und nach die Begriffe von gesellschaftlichen Beziehungen, eher sogar, als es ein actives Mitglied der Gesellschaft seyn kann. Emil sieht ein, daß er, um Werkzeuge zu besitzen, die er für sich braucht, auch noch welche haben muß, die Anderen nöthig sind, damit er durch Tausch Dinge erhalten könne, deren er bedarf, aber sie sind im Besitz Anderer. Ich leite ihn nach und nach dahin, daß er die Unentbehrlichkeit dieses Austausches fühle, und sich in den Stand setze, Vortheil bei demselben erhalten zu können.

„Gnädiger Herr, ich muß leben," sagte ein satirischer unglücklicher Schriftsteller zu einem Minister, welcher ihm die Ehrlosigkeit seines Gewerbes vorwarf. „Ich sehe nicht ein, daß es nöthig ist," erwiederte ihm mit Kälte der Staatsbeamte. Diese Antwort, vortrefflich in dem Munde des Ministers, wäre falsch und barbarisch in dem Munde jedes Anderen. Jeder Mensch muß leben können. Dieser Satz, welchem jeder mehr oder weniger Wichtigkeit geben wird, je mehr oder weniger er Menschengefühl besitzt, scheint mir keiner Entgegnung fähig bei jedem, der ihn auf sich selbst anwenden will. Da kein Abscheu, den wir von Natur haben, größer ist, als der Abscheu vor dem Tode, so folgt hieraus, daß die Natur jedem, der ohne Mittel ist, das Leben zu erhalten, Alles erlaube. Die Gründe, aus welchen der Tugendhafte das Leben geringschätzen lernt, und

es der Pflicht aufopfert, liegen sehr weit von diesem einfachen, ursprünglichen Principe ab. Glücklich das Volk, bei welchem man rechtschaffen seyn kann ohne Opfer, und gerecht ohne Tugend! Sollte es aber irgendwo einen Staat geben, welcher so elend ist, daß man nicht leben könnte, ohne Böses zu thun, und dessen Staatsbürger Schurken seyn müßten aus Nothwendigkeit, so müßte in diesem Staate nicht der Missethäter gehangen werden, sondern derjenige, der ihn zwinget, Missethäter zu werden.

Sobald Emil einsehen wird, was es eigentlich heiße: leben, so werde ich ihn sogleich unterrichten, wie das Leben erhalten werden muß. Bis jetzt habe ich des Unterschiedes der Stände, des Ranges, des Vermögens noch nicht erwähnt; ich werde desselben auch späterhin eben nicht besonders erwähnen, weil der Mensch in jedem Stande immer ein Mensch ist, weil der Reiche keinen größeren Magen hat, als der Arme, und keine bessere Verdauung, als dieser, weil der Herr keinen längeren und keinen stärkeren Arm hat, als der Sklave; weil ein Großer nicht größer ist, als irgend wer aus dem Volke, und weil, bei der Gleichheit der natürlichen Bedürfnisse, auch die Mittel, diese zu befriedigen, immer einander gleich seyn müssen. Richtet die Erziehung des Menschen nach dem ein, was der Mensch ist, nicht aber nach dem, was er nicht ist. Seht ihr denn nicht, daß ihr, beflissen, ihn nur für einen einzigen Stand zu erziehen, ihn für jenen anderen Stand unbrauchbar machet, und daß ihr, wenn das Schicksal sich einmischte, euch nur Mühe gegeben hättet, ihn unglücklich zu machen? Gibt es wohl etwas lächerlicheres, als einen vornehmen Herrn, der ein Bettler geworden ist, und in seinem Elende die Vorurtheile der Geburt mit sich herumschleppt? Kann etwas elender

seyn, als ein arm gewordener Reicher, der sich der Verachtung erinnert, in welcher die Armuth steht, und sich nun als den Untersten unter den Menschen erblicket? Jener erblickt sich als Schelm an der Gesellschaft, dieser als kriechenden Wurm; beide zufolge des schönen Wortes: „Ich muß leben.“

Ihr verlaßt euch auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, ohne daran zu denken, daß dieser Zustand unausbleiblichen Revolutionen unterworfen ist, und daß es euch unmöglich ist, diejenige, die eure Kinder treffen kann, vorher zu sehen, oder abzuwenden. Der Große wird klein, der Reiche wird arm, der Monarch wird Unterthan; sind denn diese Schläge des Schicksals so selten, daß ihr hoffen könnet, von ihnen ausgenommen zu seyn? Wir nähern uns dem Zustande der Krisis, und dem Jahrhunderte der Revolutionen.[9]) Wer kann auch wohl angeben, was alsdann aus euch werden wird? Was von Menschen gemacht worden ist, das kann von Menschen zerstört werden. Nur die Natur prägt ihren Schöpfungen unzerstörbare Formen auf, aber die Natur hat keine Prinzen, keine Reichen, keine große Herren geschaffen. Was kann nun der Satrape, welchen

---

[9]) Ich halte für unmöglich, daß die großen Monarchieen in Europa noch lange bestehen können. Sie haben alle geschimmert, und jeder schimmernde Staat befindet sich auf dem Rückwege. Ich habe für diese Meinung auch noch viel bestimmtere Gründe, als diese allgemeine Wahrheit; es geht aber nicht an, daß ich sie ausspreche, auch weiß sie ein jeder nur gar zu gut.

(Diese Worte sind in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben. — Anm. des Uebers.)

ihr nur für die hohe Stelle erzogen habt, in seiner Niedrigkeit anfangen? Was wird der Zöllner, der nur von Golde leben kann, machen, wenn er arm ist? Was soll denn der armselige Prahler, der nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte, und sein ganzes Wesen in etwas verpflanzte, was nicht Er selbst ist, nun machen, wenn alles ihn verlassen hat? Glücklich derjenige, der seinen Stand fahren lassen kann, wenn dieser ihn fahren läßt, und der ein Mensch bleibt, wie auch das Schicksal ihm mitspiele! Lobe man immerhin den König, der sich, wenn er besiegt wäre, als ein Wüthender unter den Trümmern seines Thrones begraben will;[10]) was mich betrifft, ich verachte ihn. Ich sehe, daß er nur in seiner Krone existirt, und daß er nichts ist, wenn er nicht König ist. Nur wer sie verliert, und sich aus dem Verluste nichts macht, ist höher als seine Krone; er steigt alsdann von der Stufe des Königs, welche ein Kraftloser, ein Nichtswürdiger, ein Narr, betreten kann, wie ein Anderer, zur Stufe des Menschen empor, welche nur Wenige zu betreten wissen. Alsdann erst triumphirt er über das Schicksal, er trotzt ihm, und er verdankt alles nur sich allein. Und bliebe ihm nichts mehr zu zeigen übrig, als sein Selbst, so ist er keineswegs eine Null; er ist eine Größe. Hundertmal lieber ist mir der König von Syrakus, der in Korinth Schulmeister wurde, und der König von Macedonien, der in Rom Schreiber ward, als ein elender Tarquin, der nicht weiß, was er machen soll, wenn er nicht regieren kann, als der Erbe des Besitzers dreier Königreiche, der, ein Ball

---

[10]) Ludwig XIV soll diese Aeußerungen zuweilen gethan haben. Anm. d. Uebers.

für alle, die ihn in seinem Unglücke ausspotten wollen, an allen Höfen herumläuft, überall Unterstüzzung verlangt, überall aber nur Schande antrifft, weil er kein anderes Geschäft versteht, als eines, das nicht mehr in seiner Gewalt ist.

Der Mensch und der Bürger, er sey was er wolle, kann in der Gesellschaft nichts weiter einsezzen als sich selbst, was er außerdem hat, gehört alles der Gesellschaft ohnehin schon; und ist jemand reich, so genießt er entweder seines Reichthumes nicht, oder die ganze Gesellschaft genießt dessen ebenfalls. Im ersten Falle bestiehlt er Andere um das, was er sich selbst entzieht; im zweiten schenkt er ihnen nichts. So bleibt er also beständig ein Schuldner der Gesellschaft, so lange er nur mit seinem Vermögen bezahlt. — Aber mein Vater, der das Vermögen erwarb, der hat ja der Gesellschcft Dienste geleistet.... Es sey; er hat Seine Schuld bezahlt, aber nicht die Deinige. Du bist der Gesellschaft noch mehr schuldig, als wenn du arm geboren wärest, denn du bist bei deiner Geburt begünstiget worden. Es ist nicht recht, daß das, was jemand für die Gesellschaft gethan hat, einen Zweiten entbinden soll von dem, was dieser der Gesellschaft schuldig ist. Ein jeder ist sich ihr ganz schuldig, kann also auch nur für sich bezahlen, und kein Vater kann auf seinen Sohn das Recht übertragen, für die Gesellschaft von seines Gleichen ein Unnützer zu seyn. Gerade dieses thäte er aber euerer Meinung nach, wenn er ihm Reichthümer hinterläßt, denn diese sind der Beweis und der Preiß der Arbeitsamkeit. Wer in Unthätigkeit eine Speise verzehrt, die er nicht erarbeitet hat, der stiehlt sie, und ein Mann, welchen der Staat für das Nichtsthun besoldet, unterscheidet sich, in meinen Augen, von dem Straßenräuber, der auf Unkosten

der Reisenden lebet, durch gar nichts. Außer der Gesellschaft, und als Einsamer lebend, ist der Mensch niemandem etwas schuldig, und hat also das Recht, zu leben wie es ihm beliebt; aber in der Gesellschaft, wo er nicht leben kann, als auf Unkosten Anderer, ist er ihnen seine Arbeit, als Ersatz für seinen Unterhalt schuldig. Hiervon gibt es keine Ausnahme. Arbeit ist demnach eine unerlaßliche Schuldigkeit des Menschen in der Gesellschaft. Reich oder arm, mächtig oder unmächtig, jeder nichtsthuende Bürger ist ein Betrüger.

Von allen Beschäftigungen, mit welchen der Unterhalt erworben werden kann, ist die Handarbeit diejenige, welche dem natürlichen Zustande am nächsten steht; von allen Ständen ist der Stand des Handwerkers der am meisten unabhängige von Glück und von Menschen. Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab; er ist in demselben Grade frei, als der Feldbauer Sklav ist, denn dieser ist an sein Feld gefesselt, dessen Ertrag in der Willkühr anderer steht. Der Feind, der Fürst, ein mächtiger Nachbar, ein Prozeß, kann ihm selbst das Feld wegnehmen; mit diesem Felde kann man ihn auf tausenderlei Arten necken; wo man aber auch den Handwerker necken möchte, so ist dessen Bündel geschnürt; er nimmt diesen unter den Arm, und geht weiter. Allemal aber ist der Feldbau die erste Beschäftigung des Menschen; sie ist die anständigste, die nützlichste, und von allen also die edelste. Ich werde nicht zu Emil sagen: Lerne den Ackerbau; er kann ihn schon. Alle Feldarbeiten sind ihm geläufig; mit ihnen hat er angefangen, zu ihnen kömmt er unaufhörlich zurück. Ich werde also zu ihm sagen: Baue das Grundstück, welches du geerbt hast. Aber, wenn du dieses Erb=

stück verlörest, oder wenn du gar keins geerbt hättest; was dann? Lerne ein Handwerk.

Ein Handwerk? mein Sohn? ein Handwerker? Wo denken Sie hin, lieber Herr? — Madame, ich denke richtiger als Sie, indem Sie ihn dahin bringen wollen, daß er nichts weiter soll seyn können, als ein Lord, ein Marquis, ein Prinz, und einst vielleicht weniger als Nichts. Ich, ich will ihm einem Rang geben, den niemand ihm rauben kann, einen Rang, welcher zu allen Zeiten ihm Ehre bringen wird. Ich will ihn für den Stand eines Menschen erziehen; und, was Sie auch sagen mögen, er wird bei diesem Titel weniger seines Standes haben, als bei allen denen, die er von ihnen erhält.

Der Buchstab tödtet, aber der Geist macht lebendig. Es kommt weniger darauf an, ein Handwerk zu lernen, um ein Handwerk zu können, als um die Vorurtheile zu besiegen, welche es mit Verachtung belegen. Ihr würdet niemals genöthiget seyn, zu arbeiten, damit ihr leben könnet? — Nun desto schlimmer, nur desto schlimmer für Euch! Jedoch, das ist einerlei. Arbeitet also nicht aus Nothwendigkeit, arbeitet aber um des Sohnes willen. Laßt euch zum Stande des Handwerkers nieder, um euch über den eurigen zu erheben. Unterwerft euch das Schicksal und die Dinge, und fangt damit an, daß ihr euch unabhängig von ihnen macht. Beherrschet die Meinung, damit ihr herrschen könnet durch die Meinung.

Bemerket, daß es nicht ein Talent ist, was ich von euch fordere, sondern ein Handwerk; ein eigentliches Handwerk, eine bloß mechanische Geschicklichkeit, bei welcher die Hände mehr zu thun haben, als der Kopf, und welches zwar nicht eben zu Reichthümern führt, bei welchem man aber derselben entbeh-

ren kann. Ich habe die wohlhabendsten und gesichertsten Häuser gekannt, und Väter in denselben, welche so umsichtig waren, daß sie, außer dem Unterrichte in den gehörigen Kenntnissen, ihren Kindern auch noch solche mittheilen ließen, von denen sie einst einmal hätten leben können. Diese umsichtigen Väter glauben viel zu thun; aber sie thun in der That nichts, weil die Hülfsquellen, welche sie ihren Kindern zu öffnen gedenken, eben dem Schicksale unterworfen sind, über welches sie die Kinder zu erheben glauben. Denn wenn der Mann, der diese schönen Talente besitzt, sich nicht in einer Umgebung befindet, in welcher er Gebrauch von ihnen machen kann, so kömmt er im Elende um, nicht anders, als hätte er sie gar nicht.

Sind Kunstgriffe und Ränke erforderlich, so ist einerlei, ob man sie anwendet, sich im Ueberflusse zu behaupten, oder ob man im Elende trachtet, durch sie den verlorenen wieder zu erlangen. Betreibet ihr eine Kunst, bei deren Erfolg es auf den Ruf des Künstlers ankömmt; macht ihr euch geschickt zu Geschäften, die man nur durch Begünstigungen erhält; was nützt euch denn dieses alles, da ihr, gerade aus Verdruß mit der Welt, auch die Mittel verachten werdet, ohne welche man in derselben nicht in die Höhe kommt? Ihr habt die Staatswissenschaften, ihr habt das Finanzwesen studirt; sehr wohl. Was wollt ihr aber anfangen mit diesen Kenntnissen, wenn ihr nicht versteht, wie man dem Minister nahe kommt, den Hofdamen, den Häuptern der Staatsbehörden; wenn ihr das Geheimniß, ihnen wohl zu gefallen, nicht kennet, wenn sie alle nicht den Schurken in euch finden, den sie haben wollen? Ihr seyd Baumeister, Ihr seyd Maler. Wohl. Aber man muß eure Geschicklichkeit kennen. Glaubt ihr, ans Ziel zu kommen, wenn ihr euer

Werk so gerade im Kunstsaale aufstellt? Ei! das geht nicht so! Man muß von der Akademie seyn; man muß von ihr begünstigt seyn, selbst um nur in einem Winkel der Mauer ein dunkles Plätzchen zu erhalten. Werft Pinsel und Lineal weg. Nehmt einen Fiaker, und fahrt von Palast zu Palast; dies ist der Weg zur Berühmtheit. Noch aber müßt ihr auch wissen, daß in jedem dieser Paläste sich Schweizer und Thürsteher befinden, die nur die Zeichensprache verstehen, und die Ohren an ihren Händen haben. — Wollt ihr wieder mittheilen, was ihr gelernt habt, und wollt Lehrer werden in Geographie, in der Mathematik, in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen? Selbst hierzu müßt ihr erst Schüler suchen, und folglich Empfehlungen. Seyd versichert, es kommt mehr darauf an, ein Charlatan zu seyn, als Geschicklichkeit zu haben, und, kennt ihr keine Kunst weiter als eure Geschicklichkeit, so werdet ihr nie etwas anderes seyn, als ein Unwissender.

Seht also, wie wenig zuverlässig alle diese glänzenden Erwerbsquellen sind, und was ihr noch für andere Hülfsmittel haben müsset, um Nutzen von jenen zu ziehen. Und nun, was wird aus euch werden bei dieser elenden Erniedrigung? Die Widerwärtigkeit drückt euch nieder, ohne lehrreich für euch werden zu können. Mehr als jemals der Fangball der öffentlichen Meinung, wie wollt ihr euch emporschwingen über das Vorurtheil, von dem euer Schicksal abhangt? Wie wollt ihr Verachtung werfen auf Niederträchtigkeit und auf Laster, da ihr sie nöthig habt zu eurer Erhaltung? Ihr werdet nicht mehr von euren Reichthümern abhangen, wohl aber nun von den Reichen. Ihr habt eure Sklaverei nur desto schwerer gemacht, denn es hat sich zu derselben auch der Mangel gesellet. Ihr seyd arm, ohne frei

zu seyn; dies ist der entsetzlichste Zustand, in welchen der Mensch fallen kann.

Wenn ihr, statt euren Lebensbedarf von den hohen Kenntnissen zu erwarten, welche zwar die Seele, aber nicht den Leib nähren, eure Zuflucht, mit Erwerbung des Nöthigen, zu euren Händen, und zu dem Gebrauch nehmt, den ihr von diesen machen könnt, so verschwinden alle diese Hindernisse, und ihr habt keine Kunstgriffe anzuwenden nöthig. Das Erwerbmittel ist da, in dem Augenblicke, wo ihr dessen bedürft. Rechtschaffenheit, Ehrgefühl, sind keine Hindernisse zum Leben mehr. Ihr braucht nicht geschmeidig und lügenhaft zu seyn vor den Großen, noch unterthänig und kriechend vor den Schelmen, nicht wegwerfend höflich vor Jedermann, nicht zu leihen oder zu stehlen; denn beides ist ziemlich einerlei, wenn man nichts besitzet. Die Meinung Anderer geht euch nichts an; ihr braucht Niemandem eure Aufwartung zu machen, keinem Thoren zu schmeicheln, keinen Schweizer zu erweichen, keine Buhlerin zu bezahlen, und, was noch schlimmer ist, ihr Weihrauch zu spenden. Mögen Schurken die Staatsgeschäfte verwalten; dies geht euch nichts an. Es wird euch nicht hindern, euch in eurer unbeachteten Lebensart und bei eurem Streben nach Rechtschaffenheit und nach Brod. Ihr tretet in die erste Werkstatt des Handwerks, das ihr gelernt habt: Meister, ich möchte Arbeit haben. Geselle, setzt euch, hier ist Arbeit. Ehe noch die Mittagsstunde gekommen ist, habt ihr euer Mittagsmahl schon verdient. Seyd ihr fleißig und mäßig, so habt ihr, ehe acht Tage vergangen sind, so viel, daß ihr andere acht Tage davon leben könnt; und ihr seyd frei gewesen, gesund, ehrlich, arbeitsam, rechtschaffen. Wer seine Zeit so zubringt, fürwahr der verlieret sie nicht.

Ich verlange durchaus, daß Emil ein Handwerk erlerne. Aber doch wenigstens ein anständiges Handwerk? sagt ihr. — Was soll dieses heißen? Ist nicht jedes Handwerk ein anständiges, wenn es dem Ganzen nützet? Ich will nicht, daß er ein Sticker, ein Vergolder, ein Lackirer werde, wie Lockes junger Herr; auch soll er weder Musiker, noch Schauspieler noch ein Büchermacher werden. [11]) Solche Beschäftigungen, und ähnliche, ausgenommen, nehme er irgend eine, die ihm gefällt; ich will ihn in nichts beschränken. Es ist mir lieber, er werde ein Schuhmacher, als ein Dichter; es ist mir lieber, er pflastere die Straßen, als er mache Porzellan = Blumen. Aber entgegnet ihr: die Häscher, die Spione, die Henker, sind auch nützliche Leute! Es steht nur bei den Regierungen, daß sie es nicht ferner seyen. — Doch weiter! ich habe unrecht gehabt. Es ist nicht hinlänglich, nur ein nützliches Handwerk zu wählen, es muß auch zu dessen Betreibung keine verächtliche Gesinnung, keine menschenfeindliche Denkart gehören. Ich komme also wieder auf meinen ersten Ausdruck zurück: ein anständiges Handwerk. Nur soll man niemals vergessen, daß es nichts anständiges gibt, was nicht zugleich nützlich ist.

Ein berühmter Schriftsteller unsres Jahrhunderts, [12])

---

[11]) Aber ihr, ihr seyd doch selbst einer, kann man zu mir sagen. Allerdings, leider; ich gestehe es. Aber meine Thorheit, für welche ich denke genug gebüßt zu haben, ist keine Grund, daß Andere sie ebenfalls begehen sollen. Ich schreibe nicht, um meine Fehler zu entschuldigen, sondern, um die Leser vor ähnlichen zu bewahren.

[12]) Der Abbé de Saint-Pierre.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BABENBERGENSIS

dessen Schriften voll großer Entwürfe, und voll kleiner Ansichten sind, hatte, wie alle Priester seiner Glaubensgenossen, das Gelübde gethan, keine eigene Frau zu haben. Aber gewissenhafter, als die andern, in Rücksicht auf Ehebruch, soll er, wie erzählt wird, sich immer hübsche Mägde gewählt haben, mit denen er den Schimpf möglichst wieder gut machte, welchen er durch seine unvorsichtige Verpflichtung, seinem Geschlechte, dem Staate, und der Natur angethan hatte. Er sah es als eine Verpflichtung des Bürgers an, dem Vaterlande Bürger zu geben; und mit dem Beitrage, den er auf diese Art lieferte, bevölkerte er die Classe der Handwerker. Sobald diese Kinder das gehörige Alter hatten, ließ er jedes ein Handwerk, nach dessen eigenem Geschmacke, wählen; nur die unthätigen, unbedeutenden, der Mode unterworfenen, das des Perüquenmachers zum Beispiel, welches nie unentbehrlich ist, und welches von Tag zu Tag unnüzzer wird, so lange die Natur sich gefallen wird, uns Haare zu verleihen, waren ausgeschlossen.

Dieses ist der Geist, welcher uns bei der Wahl eines Handwerks für Emil leiten muß; oder vielmehr, wir werden nicht für ihn wählen, sondern er selbst. Denn zu Folge des Grundsatzes, von dem er durchdrungen ist, hat er eine natürliche Verachtung gegen alles Unnütze, und wird also niemals seine Zeit mit Arbeiten, die nichts werth sind, zubringen wollen. Er kennt aber keinen anderen Werth der Dinge, als deren wahrhafte Nützlichkeit. Er braucht ein Handwerk, welches dem Robinson auf seiner Insel nöthig gewesen wäre.

Geht man vor den Augen des Kindes die Leistungen der Natur und der Künste durch, reizt man dessen Neugierde, folgt man ihm, wohin diese es führt, so erreicht man den Vortheil, den Geschmack des Kin-

des, seine Neigungen, seinen Hang studiren zu können, und man sieht den ersten Funken seines Genie's schimmern, wenn wirklich ein bestimmtes Genie in ihm ist. Aber es ist ein gewöhnlicher und sorgfältig zu vermeidender Irrthum, dem Feuer des Talentes beizulegen, was nur Wirkung der Gelegenheit ist, und für eine ausgemachte Anlage zu diesem oder jenem zu nehmen, was nur auf Rechnung des Nachahmens gehört, das der Mensch mit dem Affen gemein hat, und beide maschinenmäßig antreibt, alles nach zu machen, was er machen sieht, ohne gerade zu wissen, wozu es denn gut sey. Es gibt zu Tausenden Handwerker, und vorzüglich Künstler, die gar kein natürliches Talent zu der Kunst haben, welche sie ausüben, zu welcher man sie aber seit ihrer ersten Jugend angehalten hat, entweder durch andere passende Umstände bestimmt, oder getäuscht durch einen brennenden Eifer, der sie aber eben so gut zu einer anderen Kunst würde getrieben haben, wenn sie damals eine andere hätten ausüben gesehen. Einer hört einen Trommelschläger, und hält sich zum General bestimmt; ein Andrer sieht bauen, und will ein Baumeister werden. Ein jeder ist versucht zu der Beschäftigung, welche er treiben sieht, so bald er sie nur für geachtet hält.

Ich habe einen Bedienten gekannt, der seinen Herrn zeichnen und malen sah, und sich nun fest in den Kopf setzte, ein Zeichner und Maler zu werden. Von dem Augenblick seines Entschlusses an, nahm er den Bleistift, und führte diesen so lange, bis er zum Pinsel griff, den er nie wieder weglegen wird. Ohne Unterricht und ohne Vorschriften zeichnete er alles, was ihm vor die Hand kam. Drei volle Jahre saß er, wie angeleimt, über seinen Schmierereien; nichts konnte ihn davon wegbringen, als sein Dienst; nichts konnte abschrecken von den geringen Fortschritten, welche er

bei der Mittelmäßigkeit seiner Anlagen machte. Ich habe ihn gesehen, wie er sechs Monate hindurch in einem brennend heißen Sommer, in einem kleinen, gegen Süden gelegenen Vorzimmer, wo man hätte ersticken mögen, saß, oder vielmehr angenagelt war auf seinem Stuhle, und einen vor ihm stehenden Globus abzeichnete, wieder abzeichnete, noch einmal anfing und abermals anfing, und fortfuhr mit unermüdlicher Hartnäckigkeit, bis der Umriß endlich so rund war, daß er mit seiner Arbeit ziemlich zufrieden seyn konnte. Er ist am Ende durch die Gunst seines Herrn, und unter der Leitung eines Lehrers so weit gekommen, daß er die Livree ausziehen, und von seinem Pinsel leben konnte. Die Beharrlichkeit ersetzt das Talent bis auf einen gewissen Punkt; diesen hat er erreicht, er wird ihn aber nie überschreiten. Die Beharrlichkeit und der Eifer des ehrlichen Menschen sind lobenswerth. Er wird geachtet werden wegen seines Fleißes, wegen seiner Treue, wegen seiner guten Sitten; er wird aber nie etwas mehr, als Thürstücke, malen können. Wen würde wohl ein solcher Eifer nicht irre geführt, wer würde ihn nicht für ein wahres Talent angesehen haben? Aber es sind zwei sehr verschiedene Dinge, sich bei einer Arbeit gefallen, und für dieselbe gemacht zu seyn. Feinere Beobachtungen, als man wohl denken mag, gehören dazu, das wirkliche Genie, und den wirklichen Geschmack der Kinder zu erkennen, da sie weit öfter ihre Wünsche blicken lassen, als ihre Anlagen, und da man beständig nach jenen urtheilt, weil man diese nicht studiren mag. Ich wollte, es gäbe ein Mann von Verstand uns eine Abhandlung über die Kunst, Kinder zu beobachten, die Eltern und die Lehrer kennen kaum die Anfangsgründe derselben.

Aber lege ich hier nicht vielleicht eine zu große Wichtigkeit auf die Wahl einer Beschäftigung? Da es

nur um eine Handarbeit zu thun ist, so ist die Sache eine Kleinigkeit für Emil, denn seine Lehrjahre hat er schon, vermöge der Uebungen, mit denen er bis jetzt beschäftigt worden ist, mehr als zur Hälfte zurückgelegt. Was fordert ihr von ihm? Er ist zu allem geschickt; er kann Hacke und Grabscheit gebrauchen; er weiß das Dreheisen, den Hammer, den Hobel, die Feile, zu führen; mit den Werkzeugen aller Handwerker ist er schon ganz bekannt. Es kömmt nur noch darauf an, einige bestimmte derselben mit solcher Schnelligkeit und Leichtigkeit brauchen zu lernen, daß er in der Arbeit den geschickten Künstlern mit denselben gleichstehe. Er hat vor diesen sogar einen großen Vorzug in seinem gelenkigen Körper, in seinen beugsamen Gliedmaßen voraus, und wird daher ohne Mühe jede Körperstellung annehmen, und jede Art von Bewegung ohne Anstrengung fortsetzen können. Noch mehr, er hat richtige und geübte Sinnwerkzeuge; alles mechanische in den Künsten ist ihm schon bekannt. Er bedarf, um Meisterstücke zu fertigen, nur noch der Uebung, und diese erhält man nur mit der Zeit. Auf welches von den Handwerken, unter denen wir noch wählen können, wird er nun Zeit genug wenden, um in demselben vollkommen geschickt zu werden? Dies ist nunmehr noch die einzige Frage.

Der Mann muß eine Beschäftigung wählen, die seinem Geschlechte, und der Jüngling eine solche, die seinem Alter angemessen ist. Eine sitzende, an die Stube fesselnde Lebensart verzärtelt und verweichlicht den Körper; sie wird ihm weder gefallen noch wohl bekommen. Nie wird ein Knabe von selbst darauf fallen, ein Schneider zu werden; man muß Kunstgriffe anwenden, um zu dieser Weiberbeschäftigung das Geschlecht zu bringen, welches nicht für dieselbe gemacht

ist.[13]) Die Nadel und der Degen sollten nicht von einerlei Händen geführt werden. Wäre ich Regent, so würde ich das Nähen, und alle Arbeiten mit der Nadel nur den Weibern und nur den Hinkenden erlauben, welche gezwungen sind, sich zu beschäftigen wie diese. Angenommen, daß es Verschnittene geben müsse, so sind die Morgenländer sehr thöricht, solche erst zu machen. Warum haben sie nicht genug an denen, welche die Natur gemacht, an der Masse von schlaffen Männern, denen sie das Herz verkrüppelt hat? Sie würden hier mehr finden, als sie brauchen. Jeder schwache, zärtliche, furchtsame Mann ist von ihr zu sitzenden Lebensarten verurtheilt, er sollte mit Weibern zusammen leben, und leben wie diese. Ein solcher ergreife eine von den Beschäftigungen, die sich für Weiber schicken, hiegegen ist nichts zu sagen; und, muß man durchaus Verschnittene haben, so nehme man zu ihnen Männer, die ihr Geschlecht entehren, indem sie Lebensarten wählen, die sich nicht für sie schicken. Ihre Wahl beweist, daß die Natur sich vergriffen habe; verbessert den Mißgriff so oder so, so werdet ihr immer etwas gutes gethan haben.

Ich untersage meinem Zögling die ungesunden Handthierungen, aber nicht die beschwerlichen, auch nicht die gefährlichen Handwerke. Diese üben die Kraft und den Muth zugleich; sie gehören ausschließend für den Mann; die Weiber mögen nichts von ihnen wissen; warum schämt man sich also nicht, sie, in dem, was für sie ist, zu beeinträchtigen?

In Italien sieht man nie eine Frau in den Kram-

---

[13]) Bei den Alten gab es keine Schneider; die Kleidung der Mannspersonen wurde zu Hause von den Frauen verfertigt.

läden; und man kann sich kaum einen so traurigen Anblick denken, als die Gassen dieses Landes, wenn man an die in Frankreich oder England gewöhnt ist. Als ich Modenhändler Bänder, Chenille, Fillet, Spitzen an Frauen verkaufen sah, so kamen mir diese zarten Sachen sehr lächerlich in den starken Händen vor, welche bestimmt sind, mit dem Hammer auf den Ambos zu schlagen. Ich sagte bei mir selbst: Hier sollten die Weiber, zur Wiedervergeltung, sich Buden voll Schwerdter und Cürasse anlegen. Ei, mache und verkaufe doch jeder die Waffen, die für sein Geschlecht sind. Man muß sie ja brauchen können, um sie gehörig zu kennen.

Junger Mann, drücke auf deine Arbeiten das Gepräge der Mannshand. Lerne, mit starkem Arme das Beil und die Säge führen, einen Balken behauen, auf ein Dach steigen, einen Giebel richten, die Tragbalken und Bindehölzer befestigen; dann rufe zu deiner Schwester herab, sie möge kommen und dir helfen, weil sie dich aufgefordert hatte, du solltest Spitzen mit ihr klöpfeln.

Ich spreche zu viel für meine zärtlichen Zeitverwandten; ich fühle es wohl. Aber ich lasse mich zuweilen von der Stärke der Folgerungen fortreißen. Schämt sich ein Mann, wer er auch sey, umgürtet mit Schurzfell, und mit dem Hobel in der Hand öffentlich zu arbeiten, so sehe ich in ihm nichts als einen Sklaven der Meinung, welcher erröthen würde, etwas gutes zu thun, wenn man den Rechtschaffenen auslachte. Indessen kann man dem Vorurtheile der Väter alles nachgeben, was der Urtheilskraft der Kinder nicht schaden kann. Es ist nicht nothwendig, jede nützliche Handthierung auszuüben, damit jede geehrt werde; es ist hinlänglich, daß man sich für keine zu gut dünke. Hat man die Wahl, und wird man durch keine äußeren Um-

stände bestimmt, warum sollte man nicht dem Belieben, der Neigung, dem Schicklichen, bei Beschäftigungen von gleichem Range folgen? Die Arbeiten in Metall sind nützlich, sogar die nützlichsten von allen. Ich würde aber dennoch, wenn nicht ein besonderer Grund mich bestimmte, aus euerem Sohne keinen Schmidt, keinen Schlosser, keinen Grobschmidt machen, ich möchte ihn nicht an seiner Esse in der Gestalt eines Cyklopen erblicken. Eben so wenig sollte er ein Maurer, und noch weniger ein Schuhmacher werden. Es muß freilich alle Handwerker geben; wer aber wählen kann, muß auf Reinlichkeit sehen, denn diese ist nicht Sache der Meinung; in diesem Punkte entscheiden die Sinne. Endlich so liebe ich auch nicht die gedankenlosen Verrichtungen, welche die Arbeitenden ohne Kunstfleiß, und fast wie Automaten verrichten; sie üben die Hand nur immer in einerlei Arbeiten, so die Weber, die Strumpfwirker, die Steinmetzer. Warum bedarf es eines Menschen, der Sinne hat, zu diesen Beschäftigungen? Er ist eine Maschine, die eine andere Maschine in Bewegung setzt.

Alles gut erwogen, so würde das Handwerk, an welchem ich meinen Zögling gern Geschmack finden sähe, das des Tischlers seyn. Es ist reinlich, es ist nützlich, es kann im Hause verrichtet werden; es gibt dem Körper Bewegung genug; es verlangt von dem Manne Geschicklichkeit und Kunstsinn; der Nutzen bestimmt zwar die Form der Arbeit, aber Zierlichkeit und Geschmack sind deswegen von derselben nicht ausgeschlossen.

Wäre zufälliger Weise die Anlage eures Zöglings bestimmt auf speculative Wissenschaften gerichtet, so würde ich nicht tadeln, wenn er ein zu ihnen passendes Handwerk ergriffe; er lerne z. B. mathematische Instrumente verfertigen, Augengläser, Teleskope.

Wenn Emil sein Handwerk erlernt, so lerne ich es mit ihm, denn ich bin überzeugt, er werde nie so gut lernen, als wenn wir beide mit einander lernen. Wir begeben uns also beide in die Lehre, wir verlangen nicht als Herren behandelt zu werden, sondern gerade wie Lehrlinge, welche es nicht bloß zum Scherze sind. Warum sollen wir dieses nicht im ganzen Ernste seyn?

Der Czar Peter war Zimmermeister auf der Werfte, und Trommler unter seinen eigenen Soldaten; glaubt ihr, dieser Fürst sey euch an Geburt und an Verdiensten nicht gleichgestanden? Ihr begreift auch, daß ich dieses nicht zu Emil sage; euch sage ich es, wer ihr auch seid.

Zum Unglück können wir nicht unsere ganze Zeit an dem Werktische zubringen. Wir streben nicht bloß nach der Meisterschaft im Handwerke, wir streben auch nach der Meisterschaft im Menschseyn; und in diesem letzteren sind die Lehrjahre schwerer und länger, als in dem ersten. Was werden wir also machen? Wollen wir einen Tischler täglich auf eine Stunde zu uns kommen lassen, wie man den Tanzmeister kommen läßt? Nein; dann wären wir Schüler, aber keine Lehrlinge; und unser Ehrenziel ist, nicht sowohl Tischlerei zu lernen, als vielmehr, uns zum Stande des Tischlers zu erheben. Ich bin also der Meinung, daß wir die Woche ein oder zweimal wenigstens, den ganzen Tag bei dem Meister zubringen, daß wir aufstehen, wenn Er aufsteht, daß wir eher bei der Arbeit sind, als er selbst, daß wir an seinem Tische mit ihm essen, daß wir nach seinen Vorschriften arbeiten. Haben wir die Ehre gehabt, mit seiner Familie das Abendbrod zu nehmen, so gehen wir, wenn es uns gefällt, nach Hause, und legen uns auf unsere harten Betten zur Ruhe. Dieses ist die Art, mehrere Künste auf einmal zu lernen, und

so übt man sich in den Arbeiten der Hände, ohne dabei die andere Schule zu vernachlässigen.

Wir wollen aber einfach seyn bei dem Rechtthun. Wir wollen nicht durch unser Bemühen die Eitelkeit hervorrufen, um sie dann wieder zu bekämpfen. Stolz seyn, über Vorurtheile gesiegt zu haben, heißt, sich ihnen unterwerfen. Man sagt, daß nach einem alten Gebrauche in der ottomanischen Familie der Großherr verbunden sey, Handarbeiten zu machen; und jedermann weiß, daß die Handarbeit eines Königs immer ein Meisterstück ist. Er vertheilt daher mit kaiserlichem Stolze diese Meisterstücke an die Großen seines Hofes, und sie werden bezahlt nach dem Stande des Verfertigers. Was ich Schlimmes hiebei sehe, ist nicht diese gezwungene Hudelei; diese ist sogar etwas Gutes. Indem der Fürst seine Großen zwinget, ihren Raub an dem Volke mit ihm zu theilen, hat er weniger nöthig, das Volk unmittelbar zu berauben. Es ist dieses eine höchst nöthige Erleichterung des Despotism, und diese entsetzliche Regierungsart könnte ohne dieselbe gar nicht bestehen.

Das wirklich Schlimme dieses Gebrauches besteht in der Idee, welche dieser Armselige von seinem Verdienste bekömmt. Er sieht, wie der König Midas, alles was er berührt, sich in Gold verwandeln, er sieht aber nicht, zu welcher Länge seine Ohren dabei wachsen. Um die Ohren des Emil kurz zu erhalten, sollen seine Hände vor diesem Wucher-Talente verwahrt bleiben. Nicht der Verfertiger bestimme den Preiß seiner Arbeit, sondern die Arbeit selbst. Leidet nie, daß man seine Arbeit anders, als nach der Arbeit tüchtiger Meister beurtheile. Seine Arbeit werde nach sich selbst geschätzt, nie deswegen, weil Er sie gemacht hat. Hat er etwas gut gemacht, so sagt ihm: dieses ist gut; fügt aber nicht bei: wer hat es denn gemacht? Sagte

er selbst mit stolzem und zufriedenem Wesen: das habe ich gemacht, so setzet ganz kalt hinzu: Sie, oder ein Anderer, das ist gleichgültig; die Arbeit ist und bleibt gut.

Gutmüthige Mutter, vrrwahre dich besonders gegen die Lügen, welche man für dich bereitet. Lernet dein Sohn sehr viel; so nimm an, daß er gar nichts lerne. Hat er das Unglück, in Paris erzogen zu werden, und reich zu seyn, so ist er verloren. So viel sich geschickte Meister daselbst befinden, so vielfältig werden seine Talente seyn; ist er aber nicht mehr bei ihnen, so hat er kein einziges. In Paris besitzt der Reiche alle mögliche Kenntnisse; nur der Arme ist unwissend. Diese Hauptstadt ist angefüllt mit Kunstjüngern, und besonders Kunstjüngerinnen, die ihre Werke hervorrufen, wie Meister Guillaume seine Farben erfand. Drei rühmliche Ausnahmen hiervon kenne ich unter Männern; es kann deren vielleicht mehr geben; keine einzige kenne ich aber unter den Weibern, und ich zweifle, daß es eine gebe. Im allgemeinen erhält man in der Künstlerwelt Namen, wie den Doctorhut in der Gelehrtenwelt. Man wird Künstler und Kunstverständiger, wie man Doctor der Rechte und Rathsherr wird.

Wäre also einmal angenommen, es sey schön, ein Handwerk zu können, so würden eure Kinder gleich eines können, ohne es zu lernen; sie würden sofort Meister seyn, wie man in Zürich ein Rathsmann ist. Nichts von solchem Ceremoniel bei Emil; niemals den Schein! immer nur das Wesen! Man spreche nie von dem, was er kann; und er lerne im Stillen. Er mache jederzeit Meisterstücke, nie aber gelte er für einen Meister; nicht sein Titel mache ihn zu einem Künstler, sondern seine Arbeit.

Habe ich mich bis hieher verständlich gemacht, so

wird man begreifen, wie ich meinem Zöglinge bei der Angewöhnung an Körperübung und Handarbeit, unmerklich Geschmack an Reflexion und Nachdenken beibringe, um der Trägheit, welche aus seiner Gleichgültigkeit gegen das Urtheil Anderer, und aus dem Schweigen der Leidenschaft entstehen könnte, in ihm ein Gegengewicht zu geben. Er muß arbeiten wie ein Bauer, aber denken wie ein Philosoph, damit er nicht so faul werde wie ein Wilder. Es ist das große Geheimniß der Erziehung, zu bewirken, daß die Uebungen des Geistes und des Körpers einander beständig zur Erholung dienen.

Doch müssen wir uns hüten, uns mit dem Unterrichte, der einen reiferen Verstand erfordert, nicht zu übereilen. Emil wird nicht lange als Handwerker gearbeitet haben, so wird er an sich selbst die Ungleichheit des Zustandes der Menschen empfinden, von welcher er vorher nur dunkle Vorstellung hatte. Den Grundsätzen gemäß, welche ich ihm beibringe, und welche seinem Geiste angemessen sind, wird er mich auch einmal ausfragen. Da er alles durch mich erhält, da er sich dem Stande der Dürftigkeit so nahe sieht, wird er wissen wollen, warum ich so weit von demselben stehe. Er wird mir vielleicht unversehens verfängliche Fragen vorlegen. „Sie sind reich, Sie haben mir das gesagt, und ich sehe es auch. Ein Reicher muß ebenfalls für die Gesellschaft arbeiten, weil er ein Mensch ist; allein Sie, was thun Sie denn für dieselbe?“ Wie werden unsere artigen Hofmeister hierauf antworten? Das weiß ich nicht. Sie würden vielleicht die Thorheit begehen, von der Sorgfalt zu sprechen, welche sie dem Knaben widmen. Mich, meiner Seits, bringt die Werkstatt aus der Verlegenheit. „Deine Frage ist sehr treffend, lieber Emil. Ich werde sie dir beantworten, sobald Du selbst eine Antwort wirst gefunden

haben, welche Dir genüget. Bis dahin will ich bemüht seyn, dir und den andern Armen zu geben, was ich zuviel habe, und ich will wöchentlich einen Tisch oder eine Bank machen, damit ich doch etwas nützliches für das Ganze thue."

Hier sind wir also wieder bei uns selbst angekommen. Unser Kind wird nun bald aufhören, Kind zu seyn, da es wieder in sich selbst zurückgeht. Es wird nun, mehr als jemals, die Stärke, mit welcher es an die Dinge geknüpft ist, empfinden. Wir fingen damit an, daß wir seinen Körper und seine Sinnwerkzeuge übten; darauf haben wir auch seinen Geist und seine Urtheilskraft in Uebung genommen. So haben wir denn den Gebrauch seiner Glieder mit dem Gebrauch seiner Geisteskräfte in Zusammenhang gebracht; wir haben ein thätiges und denkendes Wesen aus ihm gemacht; wir haben nun, um ihn als ganzen Menschen darzustellen, nichts weiter zu thun, als noch ein liebendes und fühlendes Wesen aus ihm zu machen, das heißt, es muß noch seine Vernunft durch den Verstand zur Vollkommenheit gebracht werden. — Ehe wir jedoch in diesen neuen Zustand übertreten, wollen wir den Blick auf den zurückwerfen, den wir verlassen, und wollen, so genau als es nur möglich seyn mag, bemerken, bis zu welchem Punkte wir eigentlich gekommen sind.

Unser Zögling hatte anfangs nur sinnliche Vorstellungen, jetzt hat er Begriffe; ehedem empfand er nur, jetzt urtheilt er. Denn aus der Vergleichung vieler, theils auf einander folgenden, theils gleichzeitigen Sinnesvorstellungen, und daraus, daß man über sie urtheilt, entsteht eine Art gemischter oder zusammengesetzter Sinnesvorstellung, und diese nenne ich: Begriff.

Die Art, wie man solche Begriffe bildet, gibt dem Geiste sein eigentliches Gepräge. Der Geist, der seine

Begriffe nur aus richtigen Beziehungen bildet, ist ein gründlicher Geist; derjenige, der sich mit scheinbaren Beziehungen begnügt, ist ein oberflächlicher Geist; derjenige, der die Beziehungen so aufnimmt, wie sie sind, ist ein gesunder Kopf; derjenige, welcher sie falsch auffaßt, ist ein schiefer Kopf; wer eingebildete Beziehungen zusammenrafft, die weder Wirklichkeit noch Schein haben, ist ein Narr; und wer gar nicht vergleichet, ist ein Dummkopf. Die größere oder geringere Fertigkeit im Vergleichen und im Auffinden der Beziehungen, ist in dem Menschen das, was man „viel oder wenig Geist" nennet.

Die einfachen Begriffe bestehen bloß aus verglichenen Eindrücken. Es gibt bei den einfachen Eindrükken eben so gut Urtheile, als bei den zusammengesetzten Vorstellungen; ich nenne die ersteren einfache Begriffe. Bei dem Eindrucke ist die Urtheilskraft lediglich leidend, sie bestimmt, daß man empfinde, was man empfindet. Bei dem Begriffe oder der Idee aber ist die Urtheilskraft thätig; sie nahet sich den Beziehungen, welche der Sinn unbestimmt läßet, sie vergleicht dieselben, und sie bestimmt sie. Dieses ist der ganze Unterschied; aber er ist groß. Nie täuschet die Natur uns; immer kömmt die Täuschung nur durch uns selbst.

Ich behaupte, es sey unmöglich, daß unsere Sinne uns betrügen, denn es ist immer wahr, daß wir empfinden, was wir empfinden; und in diesem Punkte hatten die Epikuräer recht. Die Empfindung ist nicht Schuld, daß wir in Irrthum gerathen, sondern das Urtheil, welches wir beliebig über die Ursachen dieser Empfindungen, oder auch über deren gegenseitige Beziehungen, dann auch über die Beschaffenheit der Objecte, welche wir durch die Empfindung wahrnehmen, beifügen. Und hierüber täuschten sich die Epikuräer, indem sie be=

haupteten, daß die Urtheile, welche wir aus den Eindrücken bilden, niemals falsch seyen. Wir nehmen zwar unsere Empfindungen wahr, aber die Urtheile werden nicht wahrgenommen, sondern durch uns hervorgebracht.

Man reicht einem Kinde Gefrorenes dar; es bringt den Löffel zum Munde, ohne zu wissen, was es ist, es empfindet die Kälte, und schreit: Ach! das ist heiß! Das Kind empfindet einen sehr starken Eindruck; es kennt bis jetzt noch keine stärkere Empfindung, als des Heiße, und glaubt also, Hitze zu empfinden. Indessen täuscht es sich; das Beißende der Kälte thut weh, aber es brennt nicht; und beide Empfindungen sind nicht einerlei; wer beide wahrgenommen hat, wird sie niemals verwechseln. Nicht die Empfindung hat also getäuscht, sondern das Urtheil, welches über dieselbe ausgesprochen wurde.

Derselbe Fall ist da, wenn man zum ersten Mal einen Spiegel, oder eine optische Maschine sieht, oder wenn man mitten im Sommer oder Winter in einen Keller tritt, oder wenn man mit einer sehr heißen oder sehr kalten Hand in lauliges Wasser taucht, oder wenn man auf zwei, über einander geschlagene Finger ein Küchelchen rollen läßt, u. d. gl. Begnügt man sich, anzugeben, was man empfindet, so ist das Urtheil bloß ein passives, und es ist unmöglich ein irriges; urtheilt man aber dem Scheine nach, so urtheilt man activ, man vergleicht, man setzt, durch Täuschung, Beziehungen voraus, die man nicht wahrnimmt, und alsdann täuschet man sich, oder kann man sich wenigstens täuschen. Es ist Erfahrung nöthig, um den Irrthum entweder zu verbessern, oder zu vermeiden.

Zeigt eurem Zöglinge des Nachts Wolken, die sich zwischen dem Monde und ihm bewegen; er wird glau=

ben, der Mond bewege sich in einer, der Bewegung der Wolken entgegengesetzten Richtung. Er wird durch Täuschung aus Hastigkeit hierzu verführt werden, denn gewöhnlich sieht er, daß es die kleineren Körper sind, welche sich bewegen, und er wird die Wolken für viel kleiner halten, als den Mond, weil er dessen Entfernung nicht schätzen kann. Nimmt er auf einem dahin schwimmenden Boote das etwas entfernte Ufer wahr, so fällt er in den entgegengesetzten Irrthum, er glaubt, daß das Land sich bewege, weil er seine eigene Bewegung nicht fühlet, und also das Boot, das Meer oder den Fluß, ja seinen ganzen Horizont, als unbeweglich annimmt, von welchem das vor ihm vorbeilaufende Ufer nur ein Theil zu seyn scheinet.

Wenn ein Kind zum erstenmal einen zur Hälfte im Wasser befindlichen Stab sieht, so glaubt es, er sey gebrochen; die Wahrnehmung ist richtig, und sie verändert sich auch nicht, selbst wenn wir die Ursache dieses Scheines kennen lernen. Fragt ihr das Kind also, was es sehe, so antwortet es: einen gebrochenen Stab. Ginge es aber durch die Wahrnehmung verführt, weiter, und behauptete, nachdem es gesagt hatte, es sehe einen gebrochenen Stab, daß das, was es sieht, wirklich ein gebrochener Stab sey, alsdann irrete es. Und aus welchem Grunde? Weil das Urtheil nun ein actives wird, und weil es nun nicht mehr aussagt, was man sieht, sondern was man schließt; man behauptet alsdann, was man nicht wahrnimmt, daß nämlich das Urtheil, welches nur von einem einzigen Sinne ausgeht, durch einen der anderen Sinne bestätiget worden sey.

Da alle Irrthümer also aus Urtheilen entstehen, so ist klar, daß, wenn wir nicht nöthig hätten zu urtheilen, wir auch nicht nöthig hätten zu lernen; wir würden nie in dem Falle seyn, uns zu täu=

schen — wir würden uns viel besser befinden bei unserer Unwissenheit, als wir je beim Reichthum an Kenntnissen werden können. Wer möchte leugnen, daß die Gelehrten nicht tausend Dinge wirklich wissen, welche der Ungelehrte nie erfährt. Sind aber die Gelehrten deswegen näher bei der Wahrheit? Ganz das Gegentheil, sie entfernen sich von derselben mit jedem Schritte, weil die zum urtheilen verführende Eitelkeit viel schneller fortschreitet, als die Entdeckung der Wahrheit; und so gelanget man zur Wahrheit nicht eher, als bis man vorher sich hundertmal geirrt hat. Es ist sonnenklar, daß die Gelehrten-Gesellschaften in Europa nur öffentliche Schulen der Unwahrheit sind; und unsere Akademie der Wissenschaften allein hat mehr Irrthümer, als das gesammte Huronenvolk.

Jemehr die Menschen wissen, desto mehr täuschen sie sich; die Unwissenheit ist das einzige Verwahrungsmittel gegen den Irrthum. Urtheilet nie, so werdet ihr auch nie irren. So ruft uns Natur und Vernunft zu. Unmittelbare Beziehungen ausgenommen, in denen wir uns mit der Außenwelt befinden, deren es sehr wenige gibt, und welche sehr leicht in die Wahrnehmung fallen, hat uns die Natur eine sehr bedeutende Gleichgültigkeit gegen alles andere eingegeben. Ein Wilder würde keinen Schritt thun, die herrlichste Maschine spielen zu sehen, oder sich die Wunder der Electricität zeigen zu lassen. „Was geht mich das an;" dies ist das Wort, das dem Ungelehrten am geläufigsten ist, und dem Gelehrten am nöthigsten wäre.

Zum Unglück aber paßt dieses Wort nicht mehr für uns. Es geht uns nunmehr Alles an, nachdem wir von Allem abhängig geworden sind; unsere Wißbegierde muß nunmehr gleichen Schritt halten mit unsern Bedürfnissen. Die Philosophen müssen daher deren sehr viel haben, und der Wilde sehr wenig. Der

Staatsbibliothek Bamberg

Wilde hat niemanden nöthig; der Philosoph bedarf der ganzen Welt, vorzüglich aber der Bewunderer.

Man wird mir sagen, daß ich aus der Natur hinausgehe; aber ich glaube, daß ich es nicht thue. Die Natur wählt ihre Werkzeuge, und gebraucht solche nicht nach der Meinung, sondern nach dem Bedürfnisse. Wohl aber ändern sich die Bedürfnisse nach der Lage des Menschen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem natürlichen Menschen, der im Naturstande lebt, und einem natürlichen Menschen, welcher im Staate lebt. Emil ist kein Wilder, der in der Wüste leben soll; er ist ein Wilder, der in der Stadt leben wird. Hier soll er seinen Unterhalt finden, Vortheile von ihren Einwohnern ziehen, und, wenn auch nicht leben wie sie, doch mit ihnen leben.

Da er also, umgeben von so viel neuen Beziehungen, denen er unterworfen seyn wird, unwillkührlich wird urtheilen müssen, so laßt uns ihn lehren, richtig zu urtheilen.

Die beste Schule im richtigen Urtheilen schreibt vor, daß man die Erfahrungen vereinfachen, und sogar ihrer entbehren soll, ohne deswegen in Irrthum zu gerathen. Hieraus folgt, daß, wenn wir lange Zeit hindurch die Beziehung der Dinge, wie ein Sinn sie gibt, durch den andern berichtiget haben, wir nun auch dieselben nur durch den Gebrauch eines einzigen Sinnes zu berichtigen lernen müssen, ohne der anderen dabei zu bedürfen. Hierdurch wird jeder Eindruck endlich ein Begriff, und dieser Begriff wird immer mit der Wahrheit übereinstimmen. Dieses ist der Erwerb, mit welchem ich versuche, dieses dritte Alter des menschlichen Lebens zu versehen.

Das Verfahren dabei erfordert eine Geduld und eine Umsicht, deren wenig Lehrer fähig sind, ohne welche aber der Schüler nie urtheilen lernen wird. Wenn dieser z. B. sich übereilt bei dem Scheine mit

dem gebrochenen Stabe, so glaubt ihr, nichts eiligeres thun zu müssen, als den Stab aus dem Wasser zu nehmen, um dem Schüler seinen Irrthum zu zeigen. Allerdings nehmt ihr ihm diesen; aber was lehret ihr ihn denn? nichts, was er nicht für sich selbst ebenfalls hätte lernen können. Hier muß man ganz anders verfahren. Es kömmt hier weniger darauf an, ihm eine Wahrheit zu geben, als ihm zu zeigen, wie er sich benehmen müsse, um die Wahrheit immer allein zu finden. Wollt ihr guten Unterricht geben, so müßt ihr den Irrthum nicht so fort aufdecken. Nehmt mich und den Emil als Beispiel.

Erstens, so wird ein Kind von gewöhnlicher Erziehung, bei der zweiten Frage, nicht verfehlen, so fort affirmativ zu antworten. Es ist ganz gewiß ein gebrochener Stab, wird es sagen. Ich zweifle aber stark, daß Emil mir eben so antworten werde. Da er keinen Grund hat, ein Gelehrter weder zu seyn, noch zu scheinen, so hat er niemals nöthig, mit dem Urtheile zu eilen; er urtheilt erst, wenn die Sache ganz klar ist; und es fehlt diesesmal viel, daß er sie so finde, er, welcher weiß, wie stark unsere Urtheile nach dem Schein der Täuschung unterliegen, wisse er dieses auch nur aus der Perspective.

Da er überdies aus Erfahrung weiß, daß meine leichtfertigsten Fragen jederzeit etwas im Hintergrunde haben, was nicht so fort in die Augen fällt, so hat er sich gar nicht zur Gewohnheit gemacht, einfältiger Weise zu antworten; er setzt, im Gegentheil, Mißtrauen in sie, er stimmt sich zur Aufmerksamkeit, er prüft die Frage sehr sorgfältig, ehe er antwortet. Nie gibt er mir eine Antwort, welche ihn selbst nicht befriediget, und er ist schwer zu befriedigen. Endlich, so setzen wir beide uns nicht in den Kopf, gerade die Wahrheit zu wissen, nur keinen Irrthum

wollen wir dulden. Wir würden uns viel mehr in Verwirrung befinden, wenn wir uns mit einem Grunde hinhielten, der nichts tauget, als wenn wir einen Grund schlechterdings gar nicht finden könnten. „Ich weiß es nicht," ist ein Wort, welches uns beiden so viel gilt, und welches so oft wiederholt wird, daß es weder dem Einen noch dem Andern schwer ankömmt. Es möge ihm aber die einfältige Antwort entwischen, oder er mag sie umgehen durch das bequeme: Ich weiß nicht, so ist meine Erwiederung immer dieselbe: Laß sehen; laß uns untersuchen.

Der halb im Wasser stehende Stab befindet sich in senkrechter Stellung. Wieviel gibt es nicht, wenn wir wissen wollen, ob er gebrochen sey, zu thun, ehe wir ihn aus dem Wasser nehmen, oder ehe wir ihn auch nur anrühren!

1. Anfangs gehen wir rund um den Stab herum, und finden, daß der Bruch sich so bewege, wie wir. Unser Auge also nur bewirkt die Veränderung; der Blick aber kann keinen Körper brechen.

2. Wir schauen nun in perpendikularer Richtung auf den im Wasser befindlichen Stab; hier erscheint er nicht gebrochen, das obere Ende verbirgt vollkommen dem Auge das untere. [14]) Hat unser Auge den Stab wieder gerade gebogen?

3. Wir bringen nun die Oberfläche des Wassers in Bewegung; jetzt bricht sich der Stab in mehrere Stücke, macht Zickzacke, und folgt dem Schwanken des Was=

---

[14]) Ich habe späterhin durch genauere Beobachtung das Gegentheil gefunden. Die Strahlenbrechung wirkt cirkelförmig, und das untere Ende des Stabes erscheint daher dicker, als das obere. Dies schadet aber meiner gegenwärtigen Darstellung nichts, und meine Folgerung ist nichts desto weniger richtig.

sers. Sollte die Bewegung, welche wir dem Wasser ertheilen, vermögend seyn, den Stab zu brechen, zu erweichen, in Fluß zu bringen?

4. Nun lassen wir Wasser ablaufen, und wir sehen, daß der Stab nach und nach immer gerader wird, so wie das Wasser abnimmt. — Ist nun nicht mehr geschehen, als nöthig ist, um das Factum zu beleuchten, und die Strahlenbrechung zu finden? Es ist also nicht wahr, daß das Gesicht uns betrüge, denn wir haben nichts weiter nöthig, als das Gesicht, um die Irrthümer zu berichtigen, die wir ihm Schuld geben.

Angenommen, das Kind sey so dumm, daß es das Resultat dieser Versuche nicht einsähe, so müßte man alsdann auch das Gefühl zu Hülfe nehmen. Anstatt den Stab aus dem Wasser zu nehmen, lasset ihn in demselben, und das Kind muß mit der Hand daran hinabfahren; es wird keinen Winkel wahrnehmen; der Stab ist daher nicht gebrochen.

Ihr werdet sagen, daß hier nicht bloße Urtheile, sondern förmliche Schlüsse vorkommen. Dieses ist wahr; wisset ihr aber nicht, daß, wenn der Geist einmal bis zu Begriffen gekommen ist, alsdann jedes Urtheil ein Schlußsatz sey? Das sich Bewußtwerden jeder Empfindung ist ein Satz, ein Urtheil. Sobald man aber eine Empfindung mit einer andern vergleicht, macht man einen Schluß. Die Kunst zu urtheilen, und die Kunst zu schließen, sind ganz einerlei. Emil soll entweder nie Dioptrik lernen, oder er lerne sie an diesem Stabe. Er wird keine Insekten zergliedert haben; er wird die Sonnenflecken nicht zählen; er wird nicht wissen, was ein Mikroscop oder ein Telescop sey. Eure gelehrten Zöglinge werden sich lustig machen über seine Unwissenheit. Auch werden sie recht haben; denn, ehe er diese Werkzeuge kennen lernt,

verlange ich, daß er sie erfinde, und ihr werdet wohl einsehen, daß es hiemit gerade nicht geschwind gehe.

Dieses ist nun der Geist meiner Methode in dieser Periode. Läßt das Kind ein Kügelchen auf zwei übereinander gelegte Finger hinlaufen, und glaubt es, zwei Kugeln zu fühlen, so werde ich ihm nicht eher erlauben, das Auge dahin zu richten, als bis es sich durch andere Mittel überzeugt hat, es sey nur ein einziges Kügelchen.

Diese Auseinandersetzungen werden hoffentlich zureichen, mit Bestimmtheit anzugeben, wie weit der Geist meines Zöglings nunmehr gekommen sey, und den Weg zu zeigen, auf welchem er fortgeschritten ist. Ihr erstaunet vielleicht über die Anzahl der Gegenstände, welche ich vor ihn gebracht habe. Ihr fürchtet, daß ich seinen Geist erdrücke mit dieser Menge von Kenntnissen. Aber ganz das Gegentheil. Er lernt weit mehr, sie nicht zu kennen, als sie zu kennen. Ich zeige ihm nur den Weg zur Wissenschaft, ich bahne ihn zwar, aber er ist lang, unendlich lang, und kann nur langsam verfolgt werden.

Gezwungen, sich selbst zu unterrichten, bedient er sich seiner eigenen Vernunft, nicht der Vernunft Anderer; denn, um der Meinung nichts einzuräumen, muß man dem Ansehen nichts einräumen, und der größte Theil unserer Irrthümer kömmt uns nicht von uns selbst, sondern von Andern. Aus dieser immerwährenden Uebung muß eine Stärke des Geistes hervorgehen, ähnlich derjenigen, die man dem Körper gibt durch beständiges Arbeiten und Ermüden. Es ist ein zweiter Vortheil, daß er nur im Verhältniß mit seinen Kräften vorwärts schreitet. Der Geist erträgt, wie der Körper, nicht mehr, als er tragen kann. Eignet sich der Verstand die Dinge eher zu, als sie dem Gedächtniß übergeben werden, so ist alles, was er dar=

aus herleitet, sein wirkliches Eigenthum. Anstatt daß man, wenn das Gedächtniß überladen wird, ohne den Verstand zu gebrauchen, nie dahin kömmt, sich von solchem Material etwas als Eigenthum erwerben zu können.

Emil hat wenig Kenntnisse, aber die, welche er hat, sind wirklich sein; er weiß nichts halb. Unter der kleinen Anzahl dessen, was er weiß, und was er vollkommen weiß, ist das bedeutendste, daß es viel gebe, was er noch nicht weiß, einst aber wissen wird, daß es noch weit mehr gebe, was Andere wissen, er aber nie wissen wird, und daß es endlich noch eine Unzahl von Dingen gebe, welche nie ein Mensch wissen wird. Er hat einen umfassenden Geist, nicht in Bezug auf Einsichten, sondern in Bezug auf die Fähigkeit zu denselben; einen offenen Geist, einen verständigen, zu allem geschickten, und, wie Montaigne sagt, zwar keinen gelehrten Geist, aber einen gelehrigen. Ich begnüge mich damit, daß er das: „Wozu dient es," bei allem finden werde, was er thut, und das: „Warum," bei allem, was er für wahr hält. Denn, noch einmal, mein Bestreben ist nicht, ihm die Wissenschaft zu geben, sondern ihn fähig zu machen, sie zu erwerben, falls dieses nöthig ist; er soll genau zu bestimmen wissen, was sie werth ist, die Wahrheit aber soll er über alles lieben lernen. Man macht bei dieser Methode keine großen Fortschritte, man thut aber bei derselben keinen unnützen Schritt, und nie ist man in der Nothwendigkeit, einen Rückschritt zu thun.

Emil hat bloß Naturkenntnisse, bloß physikalische. Selbst den Namen: Geschichte, kennt er noch nicht; auch weiß er nicht, was Metaphysik oder Moral ist. Er kennt die wirklichen Verhältnisse des Menschen zu den Dingen, weiß aber nichts von den moralischen Verhältnissen des Menschen zum Menschen. Er kann seine Begriffe noch nicht ins Allgemeinere erweitern,

er kann noch keine Abstractionen machen. Er kennt die gemeinschaftlichen Eigenschaften mehrerer Körper, ohne über diese Eigenschaften selbst Betrachtungen anzustellen. Er kennt den reinen Raum, weil er geometrische Figuren kennt; er weiß, was eine bloße Größe sey, weil er die algebraische Bezeichnung kennt. Diese Figuren und diese Zeichen sind die Träger seiner Abstractionen; auf ihnen ruhen seine Sinne aus. Er will die Dinge noch nicht kennen ihrem Wesen nach, sondern bloß nach den Verhältnissen derselben, welche für ihn Interesse haben. Was es nicht kennt, schätzt er nur nach dessen Verhältnisse zu ihm selbst; aber diese Schätzung ist genau und ist sicher. Phantasieen, Conventionelles mischen sich nicht mit ein. Das wichtigste ist bei ihm, was ihm am nützlichsten ist; und da er sich nie von dieser Richtung bei seinen Forschungen entfernt, so ist die Meinung für ihn gar nichts.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, fest, voll Muthes. Seine Einbildungskraft ist nicht in Flammen gesetzt, und vergrößert ihm also nie die Gefahr. Für wenig Uebel ist er empfänglich, er kann mit Standhaftigkeit leiden, denn er hat nie gegen das Schicksal murren gelernt. Was den Tod betrifft, so weiß er in der That noch nicht, was dieser sey; gewöhnt aber, dem Gesetze der Nothwendigkeit sich ohne Widerstreben zu unterwerfen, würde er, wenn es seyn müßte, sterben, ohne Seufzer und ohne Widersetzung. Dies ist wohl alles, was die Natur in diesem verabscheueten Augenblicke verstattet. Frei leben, und wenig sich aus den Dingen machen, ist das beste Mittel, das Sterben zu lernen.

Emil hat, mit Einem Worte, von der Tugend alles, was in Bezug auf ihn selbst steht. Um auch die gesellschaftlichen Tugenden zu besitzen, fehlet ihm

bloß die Kenntniß der Verhältnisse, in denen sie nöthig sind; es fehlen ihm also zwar diese Einsichten, sein Geist ist aber völlig bereit, sie zu erhalten.

Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf Andere, und findet es gut, daß Andere sich um ihn nicht bekümmern. Er verlangt nichts von Andern, und glaubt, daß Andere von ihm auch nichts zu fordern haben. Er befindet sich in der Menschen-Gesellschaft allein, und rechnet auch nur auf sich allein. Er hat um so mehr Recht, auf sich selbst zu rechnen, weil er wirklich alles ist, was man in seinem Alter seyn kann. Er hat keine Irrthümer, oder höchstens nur die unvermeidlichen; er hat keine Fehler, oder allenfalls nur diejenigen, vor denen niemand gesichert ist. Er hat einen gesunden Körper, gelenke Glieder, einen richtigen, vorurtheilfreien Verstand, ein freies, leidenschaftloses Herz. Die Selbstliebe, die erste und die natürlichste von allen Leidenschaften, ist kaum in demselben noch erwacht. Ohne die Ruhe irgend eines Menschen zu stören, hat er zufrieden gelebt, und glücklich und frei, so viel die Natur dieses gestattete. Glaubt ihr, daß ein Kind, welches auf diese Art sein funfzehntes Jahr erreicht hat, die verflossenen verloren habe?

Emil,

oder über Erziehung.

Viertes Buch.

Wie schnell gleiten wir über diese Erde hin! Das erste Viertel des Lebens ist verflossen, ehe man das Leben noch zu gebrauchen versteht; das letzte Viertel läuft ab, indem man schon aufhört des Lebens genießen zu können. Anfangs verstehen wir noch nicht, wie wir leben sollen; bald darauf haben wir das Vermögen dazu nicht mehr, und von dem Zwischenraume zwischen diesen beiden Enden gehen drei Viertel der Zeit für den Schlaf hin, für die Arbeit, für das Mißvergnügen, für den Zwang, für die Leiden jeglicher Art. Das Leben ist kurz, nicht sowohl wegen der kurzen Zeit seiner Dauer, als vielmehr, weil von dieser kurzen Zeit kaum eine Minute übrig bleibt, das Leben wirklich zu schmecken. Mag immerhin der Augenblick des Todes weit abstehen von dem Augenblicke der Geburt, das Leben ist dennoch zu kurz, wenn der Zwischenraum schlecht ausgefüllt ist.

Wir werden, gewissermaßen, zweimal geboren; einmal, um da zu seyn, das zweitemal, um zu le-

ben; einmal für die Gattung, das zweitemal für das Geschlecht. [15]) Wer das Weib als einen unvollkommenen Mann ansieht, hat ganz gewiß unrecht; er hat aber die äußere Aehnlichkeit für sich. Bis zu den Jahren der Mannbarkeit finden sich bei den Kindern der beiden Geschlechter keine auffallenden Unterschiede; einerlei Gesichtsbildung, einerlei Gestalt, einerlei Farbe, einerlei Stimme, alles einander gleich. Die Mädchen sind Kinder; die Knaben sind Kinder, derselbe Name ist hinreichend für so gleiche Wesen. Die Männchen, bei denen die weitere Entwickelung des Geschlechts verhindert wird, behalten diese Gleichförmigkeit zeitlebens, sie sind immerfort große Kinder; und die Weiber, da sie eben diese Gleichförmigkeit niemals verlieren, scheinen in sehr vieler Rücksicht nie etwas andres zu werden.

Der Mann aber im allgemeinen ist nicht bestimmt, immerdar Kind zu bleiben. Er hört auf, es zu seyn, in einem, von der Natur vorgeschriebenen, Zeitpunkte. Und dieser kritische Augenblick, so kurz er auch ist, hat Einfluß auf sehr lange Zeit.

Wie das Brausen des Meeres lang vor dem Sturme vorhergeht, so kündiget sich diese sturmvolle Veränderung durch das Brausen der eintretenden Leidenschaft an; ein dumpfes Gähren verkündigt die Nähe der Gefahr. Eine Veränderung der Gemüthsstimmung, häufiges Auffahren, unaufhörliche Bewegungen in der Seele machen aus dem Kinde beinahe einen Widerspänstigen. Es wird taub gegen die Stimmen, durch die es sich vorher leiten ließ; es wird ein Löwe in Fie-

---

[15]) Ich hätte übersetzen mögen: einmal für die Menschheit, das zweitemal für das Menschengeschlecht.
Heusinger.

verwaltung; es kennt seinen Führer nicht mehr, es will nicht mehr geleitet seyn.

Zu den moralischen Anzeigen dieses gereizten Wesens gesellen sich sichtbare Veränderungen in der Gestalt. Sein Antlitz entwickelt sich und bekömmt Ausdruck; die weiche, einzelne Wolle, die unter den Wangen keimte, färbt sich, und wird stark. Seine Stimme schlägt um, oder, er verliert sie vielmehr ganz. Er ist weder Kind noch Mann, und kann den Ton weder des einen noch des anderen treffen. Die Augen, diese Seelenorgane, die bisher nichts sagten, erhalten Sprache und Ausdruck; ein hervorbrechendes Feuer belebt sie; ihre muntern Blicke haben zwar noch das heilige Zeichen der Unschuld, doch nicht mehr ihre vorige Einfalt. Er fühlt bereits, daß sie zu viel sagen könnten; er lernt schon, sie nieder zu schlagen und roth zu werden; er fühlt nunmehr schon, ohne zu wissen, was er fühlt; er ist unruhig, ohne Ursach zu haben. Dieses alles kann nur allmählich sich einstellen, und kann euch noch Zeit lassen; wenn aber seine Munterkeit in Ungeduld übergeht, wenn sich die innere Bewegung in Aufruhr verwandelt, wenn er jetzt auffährt, und gleich darauf zärtlich wird, wenn er weinet und nicht weiß warum, wenn, in der Nähe derer, die ihm gefährlich werden können, ihm der Puls schlägt, und sein Auge sich entflammet, wenn die Hand eines Weibes', auf die seinige gelegt, ihm Schauer erregt, wenn er irre wird, oder furchtsam, in solcher Umgebung: Ulysses, weiser Ulysses, dann sey auf deiner Huth! Die Schläuche, welche du so sorgfältig geschlossen hieltest, sind nun geöffnet; die Winde sind losgelassen; gehe nicht einen Augenblick von dem Steuerruder, sonst ist Alles verloren.

Dieses ist die zweite Geburt, von welcher ich gesprochen habe; hier ist es, wo der Mann wahrhaftig

zum Leben geboren wird, und von wo an nun nichts, was Menschen betrifft, ihm mehr fremd ist. Bis jetzt ist unsere Sorgfalt nur Kinderspiel gewesen; von jetzt an erhält sie aber eine Wichtigkeit. Dieser Zeitpunkt, in welchem die gewöhnliche Erziehung geendiget wird, ist gerade der, wo die unsrige recht angehen muß. Um aber dieses neue Feld gehörig kennen zu lernen, müssen wir alles, was mit demselben in Beziehung steht, tief genug auffassen.

Die Leidenschaften sind die vorzüglichsten Werkzeuge zu unsrer Erhaltung. Es ist also ein eben so vergebliches als lächerliches Unternehmen, wenn man sie zerstören will; dies heißt, die Natur zurecht weisen, es heißt, das Werk Gottes verbessern. Würde Gott zu dem Menschen sagen, er sollte die Leidenschaften tödten, welche er selbst ihm gegeben hat, so würde Gott wollen und nicht wollen, er würde sich selbst widersprechen. Nie hat er dieses unsinnige Gebot gegeben; es findet sich nichts ähnliches mit demselben im menschlichen Herzen. Was aber Gott will, das der Mensch thun soll, das läßt er ihm nicht durch einen andern Menschen sagen, das sagt er ihm selbst, das hat er ihm tief in das Herz geschrieben.

Ich würde aber den, der das Entstehen der Leidenschaften verhindern wollte, beinahe für einen eben solchen Narren halten, als den, der sie tödten will; und wer glauben könnte, daß dieses bis jetzt mein Bestreben gewesen sey, der würde mich fürwahr durchaus mißverstanden haben.

Würde man aber wohl richtiger denken, wenn man daraus, daß die Leidenschaften in der Natur des Menschen gegründet sind, schließen wollte, daß alle Leidenschaften, die wir bei uns finden, oder die wir an Andern gewahr werden, etwas natürliches seyen? Ihre Quelle ist etwas natürliches, dieses ist wahr;

aber tausend wilde Wasser haben diese angeschwellt; sie sind ein großer Fluß, der sich unaufhörlich vergrößert, und in welchem man, mit großer Mühe, wenige Tropfen aus der eigentlichen Quelle finden würde. Unsre natürlichen Leidenschaften sind gar sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuge für unsere Freiheit, sie sind zu unsrer Erhaltung da. Alle die aber, welche uns zu Sklaven machen, welche uns zerstören, kommen uns von außen; diese gibt uns die Natur nicht, wir nehmen sie auf zum Schaden der Natur.

Die Quelle aller Leidenschaften, der Ursprung und der Grund aller einzelnen, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird, und ihn im ganzen Leben nicht verläßt, ist die Selbstliebe; eine ursprüngliche, angeborene, jeder andern vorhergehende Leidenschaft, von welcher alle anderen gewissermaßen nur Modificationen sind. Und in dieser Rücksicht sind alle Leidenschaften, wenn man will, natürlich. Allein der größte Theil dieser Modificationen hat fremde Ursachen, ohne welche sie niemals vorhanden seyn würden. Eben diese Modificationen, weit entfernt, daß sie uns nützlich wären, sind uns sehr schädlich. Sie verändern ihren eigentlichen Gegenstand, und kämpfen gegen ihr eigenes Wesen. Und in diesem Falle befindet sich der Mensch außer der Natur, und setzt sich in Widerspruch mit sich selbst.

Die Liebe zu sich selbst ist immer etwas gutes, und steht immer im Einklang mit den Grundsätzen der Geselligkeit. Da jeder einzelne das Geschäft hat, für seine Erhaltung zu sorgen, so ist das erste, und soll das erste bei diesem Geschäfte seyn, daß er unaufhörlich über seine Erhaltung wache; wie will er aber darüber wachen, wenn er nicht mit ganzer Seele bei dem Geschäfte ist?

Wir müssen demnach Liebe gegen uns selbst haben, damit wir uns erhalten; wir müssen uns lieber haben,

als alles andere; und wir lieben, als unmittelbare Folge dieses Gefühles, das, was zu unsrer Erhaltung beiträgt. Alle Kinder ketten sich an ihre Amme; Romulus hätte sich an die Wölfin ketten müssen, die ihm ihre Milch gegeben hatte. Anfangs ist diese Zuneigung nur Instinkt. Was das Wohlseyn eines Wesens befördert, ziehet dieses Wesen an; was dessen Wohlseyn hindert, stößt es zurück; dies ist ein blinder Instinkt. Was aber den Instinkt in eine Empfindung verwandelt, die Neigung in Liebe, die Abneigung in Haß, das ist die geoffenbarte Absicht, uns nützen, oder uns schaden zu wollen. Man empfängt keine Leidenschaft für leblose Dinge, die nur dem Eindrucke folgen, den sie erhalten; was uns aber als gut oder als schlecht erscheint vermöge einer inneren Beschaffenheit, vermöge seines Willens, was wir als frei handelnd für uns oder gegen uns erblicken, das erweckt in uns dieselben Empfindungen, die es selbst blicken läßt. Was uns nützlich ist, suchen wir; was uns aber nutzen will, lieben wir. Was uns schädlich ist, fliehen wir; was uns aber schaden will, das hassen wir.

Die erste Empfindung eines Kindes ist die Selbstliebe; die zweite, aus der ersten entspringende, ist die Liebe für diejenigen, welche ihm beistehen; denn in dem Zustand der Schwäche, in welchem es sich befindet, kennt es die Umgebungen nur durch den Beistand, durch die Sorgfalt, die sie ihm widmen. Anfangs ist die Zuneigung zur Amme oder zur Pflegerin nur Folge der Gewohnheit; das Kind sehnt sich nach ihnen, weil es fühlt, daß es ihrer bedarf; hierin ist mehr bloße Ueberlegung, als Wohlwollen enthalten. Es vergeht noch sehr viel Zeit, ehe es begreifet, daß sie ihm nicht bloß nützen, sondern daß sie ihm auch nützlich seyn wollen; und erst von hier fängt die Liebe gegen sie an.

Das Kind ist also von Natur zum Wohlwollen geneigt, denn es nimmt wahr, daß alles, was sich ihm nahet, beflissen ist, ihm beizustehen, und es entspringt ihm aus dieser Wahrnehmung die Angewöhnung einer für seines Gleichen vortheilhaften Gemüthstimmung. In dem Maase aber, als die Verhältnisse, die Bedürfnisse, die active und die passive Abhängigkeit sich vervielfältigen, erwacht das Gefühl von seinen Verhältnissen zu Anderen, und bringt das Bewußtseyn der Pflichten und der Ungleichheiten hervor. Jetzt wird das Kind herrschsüchtig, eifersüchtig; betrügerisch, rachgierig. Beugt man es unter den Gehorsam, und sieht es den Nutzen dessen, was ihm befohlen wird, nicht ein, so schreibt es diese Befehle dem Eigensinn, der Quälsucht zu, und wird widerspänstig. Unterwirft man sich selbst aber dem Kinde, so erblickt es alsdann in Allem, wo es Widerstand findet, eine Verschwörung, eine Absicht, ihm entgegen zu seyn; und nun schlägt es mit der Faust gegen Tische und Stühle, weil sie ihm nicht gehorsam seyn wollen. Die natürliche Selbstliebe geht nur auf uns selbst, und ist daher befriediget, wenn unsere wirklichen Bedürfnisse gestillt sind; aber die Selbstliebe, welche Vergleichungen anstellt, ist niemals befriedigt, und kann es nie werden, weil sie uns einen Vorzug vor Andern ertheilt und daher verlanget, daß diese uns vor sich selbst den Vorzug geben sollen; dieses aber ist unmöglich. Man sehe hier, wie die sanften und wie die stürmischen Leidenschaften aus der Selbstliebe [16]) entstehen, die Leidenschaften des Hasses und des Zornes aber aus der Eigenliebe. [17]) Was also den Menschen zu einem guten Menschen macht,

---

[16]) l'amour de soi.

[17]) l'amour-propre.

ist: wenig Bedürfnisse haben, und wenig sich mit Andern vergleichen; was ihn zu einem schlechten Menschen macht, ist viel Bedürfnisse haben, und viel auf die Meinung zu halten. Dieser Wahrheit zu Folge ist nun leicht einzusehen, wie man jeder Leidenschaft des Kindes und der Erwachsenen die Richtung zum Guten oder zum Schlimmen geben könne. Es ist freilich wahr, daß man nicht immer abgesondert leben, und demnach schwerlich immer gut seyn kann; diese Schwierigkeit muß sogar mit den vermehrten Verhältnissen wachsen; aber gerade aus diesem Grunde machen die Gefahren des geselligen Lebens uns Kunst und Sorgfalt desto nothwendiger, denn es muß der Verschlimmerung, die aus den neuen Bedürfnissen entsteht, vorgebaut werden.

Das Studium des Menschen muß das Studium seiner Verhältnisse seyn. So lang er sich nur als ein physisches Wesen erkennt, muß er seine Verhältnisse zu den Dingen studiren, und hierzu ist seine Jugend bestimmt; sobald er sich aber als ein moralisches Wesen erblickt, muß er seine Verhältnisse zu den Menschen studiren, und hiemit geht die ganze Lebenszeit hin, von dem Punkte angefangen, auf welchem wir gegenwärtig stehen.

Sobald der Mann einer Gefährtin bedarf, ist er kein Einzelner mehr, sein Herz ist nicht mehr in der Einsamkeit. Alle seine Beziehungen mit den Menschen, alle Empfindungen in seiner Seele, entspringen zugleich mit dieser. Diese erste Leidenschaft setzt schnell alle andere in Bewegung.

Der Geschlechtstrieb selbst geht auf nichts bestimmtes. Ein Geschlecht fühlt sich angezogen von dem andern; dies ist der Trieb der Natur. Die Wahl aber, die Vorzüge, die Anhänglichkeit an einzelne Personen, ist das Werk der Einsichten, der Vorurtheile, der An-

gewöhnungen. Wir haben Zeit nöthig, und Kenntnisse, ehe wir der Liebe fähig werden. Man liebt nicht, ohne beurtheilt zu haben, man gibt nicht den Vorzug, ohne daß man verglichen hat. Diese Urtheile bilden sich aber, ohne daß man es weiß, doch sind sie deswegen nicht weniger richtig. Die wirkliche Liebe wird, was man auch sagen möge, bei den Menschen jederzeit in Ehren stehen; denn, mag auch ihre Heftigkeit uns auf Abwege führen, mag sie auch von dem Herzen, welches liebt, haßwerthe Eigenschaften nicht ausschließen, und selbst in demselben solche hervorbringen, so setzt sie doch immer achtungswürdige Eigenschaften voraus, indem man ohne diese nicht im Stande wäre, Liebe zu empfinden. Man setzt die getroffene Wahl in Widerspruch mit der Vernunft, sie kommt aber dennoch aus dieser. Amor wird als ein Blinder dargestellt, weil er schärfere Augen hat als wir selbst, und weil er Beziehungen findet, die wir nicht gewahr werden. Wer keine Vorstellung von Verdienst oder von Schönheit besäße, für den würde jede Frau gleich gut seyn, und die erste die ihm aufstieße, wäre ihm auch die liebenswürdigste. Weit entfernt, daß die Liebe uns von der Natur komme, ist sie sogar eine Vorschrift, ein Zaum für den Naturtrieb; sie bewirkt, daß, mit Ausnahme des geliebten Gegenstandes, die Geschlechter einander für uns gleich werden.

Den Vorzug, welchen wir geben, den verlangen wir auch wieder; die Liebe muß gegenseitig seyn. Wer geliebt seyn will, muß sich liebenswürdig machen; wer den Vorzug haben will, muß sich liebenswürdiger machen als ein Anderer, liebenswürdiger als jeder Andere, wenigstens in den Augen dessen, den er liebt. Hieraus entstehen die Blicke, die wir auf unseres Gleichen werfen, hieraus die ersten Vergleichungen mit ihnen; hieraus die Nacheiferung, der Wettkampf,

die Eifersucht. Das Herz, das von Empfindungen überfließt, theilt sich gern mit; aus dem Bedürfnisse nach einer Geliebten entsteht sehr bald das Bedürfniß nach einem Freunde. Wer empfindet, wie süß es sey, daß man geliebt wird, will von der ganzen Welt geliebt seyn; sobald aber jeder einen Vorzug verlangt, kann es an Mißvergnügten nicht fehlen. Zugleich mit der Liebe und mit der Freundschaft entspringt also Mißverständniß, Feindschaft, und Haß. Und aus dem Schoose dieser mannichfaltigen Leidenschaften sehe ich für die Meinung einen unerschütterlichen Thron sich erheben, wie die Stumpfheit der Menschen sich der Herrschaft der Meinung unterwirft, und wie die Menschen ihr ganzes Daseyn nur von Anderer Urtheil abhängig machen.

Erweitert diese Wahrheiten, so werdet ihr finden, wie sich die Eigenliebe in uns bildet, die wir für eine Mitgabe der Natur hielten, wie die Liebe zu sich selbst aufhöre, eine reine Empfindung zu seyn, und wie sie bei starken Gemüthern in Stolz, bei schwachen in Eitelkeit übergehe, bei Allen aber auf Unkosten des Nebenmenschen immer größer wachse. Weil aber das ganze Geschlecht dieser Leidenschaften in dem Herzen des Kindes sich noch gar nicht befindet, so können sie bei ihm auch nicht von selbst entstehen, sondern nur wir selbst bringen sie in die Kinder, und es ist jederzeit unsere Schuld, wenn sie in ihnen Wurzel greifen. Bei Jünglingen aber ist dieses der Fall nicht mehr; hier werden sie entstehen, wir mögen machen, was wir wollen. Von jetzt an muß also eine andere Methode gewählt werden.

Wir wollen mit ein paar wichtigen Bemerkungen über den kritischen Zustand, von welchem hier die Rede ist, den Anfang machen. Der Uebergang von der Kindheit zur Mündigkeit ist von der Natur nicht so scharf bestimmt, daß nicht Unterschiede statt finden

sollten, welche bei den Individuen von dem Temperamente, bei Völkern von dem Klima herrühren. Jedermann kennt die Verschiedenheit, die man in den heißen und in den kalten Ländern hierüber antrifft, und jedermann weiß auch, daß hitzige Temperamente sich schneller entwickeln, als andere. Ueber die Ursachen aber kann man sich täuschen, und oft dem physischen beimessen, was auf Rechnung des moralischen gehört; es ist dieses ein sehr oft vorkommender Mißgriff der Philosophie unseres Zeitalters.

Was die Natur pflanzet, geht langsam und reift spät, was aber die Menschen machen, wird fast beständig übereilt. In dem ersten Falle rufen die Sinne die Imagination hervor, im zweiten weckt die Imagination die Sinne; sie gibt diesen ein frühzeitiges Bestreben, welches aber deren Schwächung zur Folge haben muß; und dieses wird anfangs den Einzelnen, später das ganze Geschlecht auf lange Zeit schwach machen. Nach einer ganz allgemeinen und ganz sicheren Beobachtung, die unabhängig ist von dem Klima, tritt die Mündigkeit und die Stärke des Geschlechtstriebes weit früher ein bei gebildeten und civilisirten Völkern, als bei unwissenden und rohen.[18]) Die

[18]) Büffon sagt: „In den Städten, und in wohlhabenden Familien werden die Kinder an zu viele und nahrhafte Speisen gewöhnt, und werden deswegen früher mündig; auf dem Lande aber, und bei armen Leuten reifen sie später, weil sie schlecht, und zu sparsam beköstiget werden; diese brauchen zwei bis drei Jahre mehr.“ — Ich unterschreibe die Bemerkung, aber nicht die Erklärung derselben, weil in den Ländern, wo die Leute sehr gut leben, und viel essen, wie im Walliserland, und selbst in einigen Gebirgsgegenden Italiens, z. B. in Friaul, dennoch bei beiden Geschlechtern

Kinder haben einen ganz eigenen Scharfsinn, durch alle Verschleierungen zu dringen, mit welchen man die Sittenlosigkeit zu verbergen bemüht ist. Die ausstudirte Sprache, in welcher man mit ihnen redet, die Vorschriften des Anstandes, welche man ihnen ertheilt, der Schleier des Geheimnisses, durch welchen man ihren Augen manches verbergen will, — dies alles sind Spornen für ihre Neugierde. Nach der Art, wie man sich dabei benimmt, ist es klar, daß man sie gerade das lehren will, was man sich stellt vor ihnen verbergen zu wollen. In der That kommen sie in keiner Unterweisung, die sie empfangen, so weit, als in dieser.

Blickt in die Erfahrung, und ihr werdet sehen, bis in welchem Grade dieses unsinnige Verfahren das Werk der Natur beschleunigt, und das Temperament zerstöret. Es ist dieses eine der Hauptursachen, welche die Rassen in den Städten verdirbt. Die jungen Leute werden frühzeitig erschöpft, bleiben klein, schwach, sind schlecht gewachsen, altern anstatt zu wachsen, wie

---

die Mündigkeit später eintritt, als in den Städten, wo man, um nur die Eitelkeit befriedigen zu können, mit dem Essen sehr karg ist, und, wie das Sprichwort sich ausdrückt, lieber auf den Kragen sieht, als auf den Magen. Man ist erstaunt, wenn man in diesen Bergen Bursche sieht, groß und stark wie die Männer, aber noch mit Kinderstimmen und bartlosem Kinne, und erwachsene Mädchen, vollkommen ausgebildeten Körpers, doch ohne gewisse periodische Erscheinungen. Diese Verschiedenheit kömmt, glaube ich, bloß daher, daß bei der Einfachheit ihrer Sitten, die Imagination lange Zeit schlummert und ruhet, und daher ihr Blut nicht so frühzeitig in Gährung bringt, ihr Temperament nicht so frühzeitig wecket.

der Weinstock, welcher im Frühjahr schon Trauben bringen mußte, austrocknet und abstirbt, ehe der Herbst kömmt.

Man muß unter gemeinen und einfachen Leuten gelebt haben, um zu wissen, bis zu welchen Jahren hinauf bei ihnen eine glückliche Unwissenheit die Unschuld der Kindheit bewahren kann. Das Schauspiel erweckt Rührung und Lächeln zugleich, wenn man dort beide Geschlechter mit völliger Herzenssicherheit die unschuldigen Kinderspiele noch in den Jahren der Blüthe und der Schönheit fortsetzen sieht, und wenn sich selbst bei ihren Vertraulichkeiten die Reinheit ihrer Sitten noch offenbart. Gelangt diese liebenswürdige Jugend in die Ehe, so empfangen beide Gatten die Erstlinge ihrer Gaben von einander, und sind nun einander um so werther. Eine große Anzahl von gesunden und starken Kindern werden die Bürgen einer Vereinigung, die durch gar nichts gestört wird, und der Lohn für die Tugend ihrer früheren Jahre.

Wenn das Alter, in welchem der Mensch sich seines Geschlechtes bewußt wird, eben so sehr von der Erziehung abhangt, als von der Natur, so folgt hieraus, daß man dasselbe herbeirufen und zurückhalten könne, je nachdem man die Kinder erzieht. Und verliert oder gewinnt der Körper an Festigkeit der Beschleunigung oder der Zurückhaltung nach den Graden, so folgt wiederum, daß der junge Mann desto mehr an Feuer und an Kraft gewinne, je länger man ihn zurückhält. Ich spreche hier bloß von den physischen Resultaten, man wird aber bald sehen, daß die Sache sich nicht auf diese allein einschränkt.

Mit diesen Bemerkungen antworte ich auch auf die Frage, welche so oft verabhandelt wird, ob man die Kinder frühzeitig mit den Gegenständen ihrer Neugierde bekannt machen solle, oder ob es besser sey,

ihnen auf gute Art etwas weiß zu machen. Ich stimme weder für das eine, noch für das andere. Erstens, so kömmt die Kinder diese Neugierde gar nicht an, wenn man nicht Veranlassung dazu gibt. Man muß also so handeln, daß sie ihnen gar nicht ankomme. Zweitens, so ist man ja nicht gezwungen, ihnen alle ihre Fragen zu beantworten, es ist also auch gar nicht nöthig, daß man sie täusche. Besser ist es also, ihnen Stillschweigen zu gebieten, als ihnen mit einer Lüge zu antworten.

Es ist gar nicht schwer, diesem Grundsatze getreu zu bleiben, wenn man ihn schon bei andern unwichtigen Dingen angewendet hat. Nimmt man jedoch wirklich die Parthie, zu antworten, so gebe man die Antwort mit größter Einfachheit, ohne Verheimlichung, ohne Verlegenheit, ohne Lächeln. Es ist weit weniger Gefahr dabei, die Neugierde der Kinder zu befriedigen, als, sie zu spannen.

Eure Antwort sey jederzeit ernsthaft, kurz, bestimmt, und ohne den Schein des bedenklichen Wesens. Ich brauche wohl nicht beizufügen, daß sie auch wahr seyn müsse. Man kann den Kindern nicht sagen, wie gefährlich es sey, Erwachsene zu belügen, ohne zu fühlen, wie noch gefährlicher es sey Kinder zu belügen. Die Entdeckung einer einzigen Lüge des Lehrers vernichtet auf ewig alle Früchte seiner Erziehung.

Vollkommne Unwissenheit über gewisse Dinge ist vielleicht das einzige, was bei Kindern statt finden sollte. Was sich aber schlechterdings nicht verhehlen läßt, das müssen sie frühzeitig lernen. Ihre Neugierde muß entweder gar nicht erregt, oder sie muß vor dem Alter, in welchem es ohne Gefahr nicht mehr möglich ist, zufrieden gestellt werden. Euer Betragen gegen euren Zögling wird in diesem Falle sehr durch seine besondere Lage bestimmt, durch die Gesellschaf-

ten, von denen er umgeben ist, von den Umständen, in welche er, wahrscheinlicher Weise, kommen kann, u. s. w. Seyd ihr nicht sicher, ihn bis in sein sechszehntes Jahr über die Geschlechtsverschiedenheit in Unwissenheit erhalten zu können, so tragt Sorge, daß er sie vor seinem zehnten Jahre erfahre.

Ich will nicht, daß man sich mit Kindern hierbei einer gar zu gewählten Sprache bediene, oder daß man große Umwege mache, um die wahren Namen dieser Dinge zu vermeiden. Bei wirklicher Gesittetheit ist hierüber sehr viel Einfachheit möglich; nur bei einer durch Laster aufgeregten Phantasie wird das Ohr verzärtelt, und verlangt, daß man unaufhörlich auf Ausdrücke denke. Der grobe Ausdruck hinterläßt keine Spur; die leichtfertigen Bezeichnungen aber müssen vermieden werden.

Die Schamhaftigkeit ist zwar eine dem Menschengeschlechte natürliche Eigenschaft, dessen ungeachtet sind die Kinder von Natur nicht schamhaft. Sie tritt erst ein mit der Kenntniß des Bösen, wie sollten also die, welche diese Kenntniß weder haben, noch haben sollen, deren Wirkung verspüren? Ihnen Vorschriften über Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit geben, heißt, ihnen sagen, daß es eine Schamlosigkeit und eine Unehrbarkeit gibt. Ueber kurz oder lang kommen sie nun hinter die Sache, und der erste Funke, welcher die Einbildungskraft berührt, bemächtigt sich auf der Stelle der Beherrschung des Sinnes. Wer roth wird, ist bereits schuldig; die wahre Unschuld schämt sich vor nichts.

Die Kinder haben zwar nicht den Geschmack der Erwachsenen; da aber auch ihre Sinne Anstoß an der Unreinlichkeit nehmen, so sind sie des Unterrichtes über Anständigkeit in dieser Beziehung gar wohl fähig. Man ahme dem Geiste nach, dem die Natur selbst ge=

folgt ist. Sie hat die Organe der geheimen Lüste und die Organe der ekelhaften Befriedigungen an einerlei Stelle gebracht, und befiehlt uns daher einerlei Sorgfalt in den verschiedenen Altern, bald durch diese, bald durch jene Vorstellung; der Mann soll sich schämen, das Kind soll das Ekelhafte verabscheuen.

Ich sehe nur ein einziges Mittel, die Unschuld bei Kindern zu bewahren; es muß nämlich die ganze Umgebung des Kindes die Unschuld ehren und lieben. Ohne dieses wird alle Zurückhaltung, welche man zu beobachten versucht, eher oder später scheitern. Ein Lächeln, ein Blick mit dem Auge, eine entwischte Geberde verräth den Kindern alles, was man verbergen will. Sie haben schon genug, wenn sie nur inne werden, daß man ihrem Auge etwas habe verbergen wollen. Die Sorgfalt in den Wendungen und Ausdrücken, welche in Gesellschaft der Gebildeten angewendet wird, setzt voraus, daß Kinder schon etwas wissen, was sie nicht wissen sollen, und ist daher gar nicht gut angebracht. Hat man aber wirklich Ehrerbietung vor dieser Einfalt, so nimmt man unbedenklich die angemessenen Ausdrücke, wenn man mit Kindern davon spricht. Es gibt eine gewisse Unbefangenheit in den Ausdrücken, welche den Kindern gefällt und verständlich ist; und diese Ausdrücke verwahren sie auch vor gefahrvoller Neugierde. Spricht man mit ihnen ohne alle Umschweife, so bringt man sie nicht auf den Gedanken, daß noch etwas zurück sey, was man ihnen nicht sagen will. Die derben Ausdrücke erwekken mißfallende Vorstellungen, und schlagen hiedurch das Feuer der Einbildungskraft nieder. Man verbietet ihnen nicht, diese Worte auszusprechen und diese Vorstellungen zu haben, aber man bringt ihnen, ohne daran zu denken, Widerwillen gegen deren Wiederholung bei. Und wie viel Verlegenheit wird diese

natürliche Offenheit nicht denen ersparen, welche dieselbe in ihrem eigenen Inneren finden, und daher sagen, was gesagt werden muß, und es immer so sagen werden, wie sie selbst es empfinden!

„Wo kommen die Kinder her?" Diese beschwerliche Frage kömmt den Kindern sehr natürlich bei; eine unanständige oder eine verständige Beantwortung derselben entscheidet aber oft über die Moralität und über die Gesundheit des Kindes sein ganzes Leben hindurch. Das kürzeste, was eine Mutter thun zu können meint, um gut davon zu kommen, und dem Kinde nichts weiß zu machen, ist, daß sie ihm Stillschweigen gebietet. Dieses wäre gut, wenn man nur seit lange her gewohnt wäre, dasselbe bei unbedeutenden Fragen ebenfalls zu thun, und wenn das Kind daher jetzt auf einmal so zurückgewiesen, nicht etwas geheimes dabei argwöhnete. Aber selten begnügt es sich hiermit. „Das brauchen nur Verheirathete zu wissen," sagt die Mutter wohl gar zu ihm; „die kleinen Jungen müssen nicht so neugierig seyn." — So mag sich wohl die Mutter aus der Verlegenheit ziehen können, aber sie wisse, daß der kleine Junge, gereizt durch diese verächtliche Zurückweisung, keinen Augenblick ruhen werde, das Geheimniß der Verheiratheten heraus zu bringen, und daß es auch nicht lange dauern werde, bis er es gefunden hat.

Man erlaube mir, eine ganz andere Antwort hier anzuführen, welche ich auf eben diese Frage geben hörte, und welche mir um so merkwürdiger war, da sie von einer Frau kam, die eben so anständig in ihren Reden als in ihren Sitten war. Sie wußte aber, da das Wohl und die Tugend ihres Sohnes auf dem Spiele stand, eine falsche Furcht vor Vorwürfen, und gewisse Höhnungen der Witzlinge, gehörig zurück zu weisen. Nicht lange vorher hatte ihr kleiner Sohn

mit dem Urin einen kleinen Stein von sich gegeben, der ihm viel Schmerz in der Blase gemacht hatte. Indessen war der Schmerz bereits vorüber und auch vergessen. „Mama," sagte der kleine Vorwitz, „wo kommen denn die Kinder her?" — „Liebes Kind," antwortete die Mutter auf der Stelle, „die Mütter pissen sie weg unter Schmerzen, die ihnen zuweilen das Leben kosten." Mögen die Nichtswürdigen lächeln und die Einfältigen sich daran ärgern; aber die Verständigen werden einsehen, daß nie eine Antwort würde zu finden seyn, welche vernünftiger wäre, und vollständiger zum Ziel führte.

Erstlich so wies die Vorstellung von einem bekannten Naturbedürfnisse alle Nebenbeziehung auf ein Geheimniß zurück. Dann, so warfen die beigemischten Vorstellungen vom Schmerz und vom Tode auf die Hauptsache den Schleier der Trauer, tödteten die Phantasie und unterdrückten die Neugierde. Alles stieß den Geist auf die Folgen des Gebärens, nicht auf die Ursachen desselben. Schwächlichkeit der menschlichen Natur, ekelhafte Dinge, Bilder des Leidens, dies sind die Gegenstände, auf welche diese Antwort hinleitet, wenn der Abscheu vor denselben dem Kinde ja noch gestatten sollte, noch einmal an die Sache zu denken. Wie sollten wohl beunruhigende Wünsche, bei solcher Behandlung dieser Dinge, Gelegenheit haben, zu entstehen? Und dabei war, wie man einsieht, die Wahrheit schlechterdings nicht entstellet, und man hatte nicht nöthig dem Zöglinge etwas weiß zu machen, anstatt ihn zu unterrichten.

Eure Kinder lesen. Sie erhalten Kenntnisse aus ihren Büchern, welche sie, ohne dieselben, niemals würden erhalten haben. Studiren sie, so erhitzt sich die Einbildungskraft und schärft sich in der Stille des Lehrzimmers. Leben sie in der Welt, so hören sie

schlüpfrige Gespräche, sie sehen Dinge, die ihnen auffallen. Man hat sie so fest in dem Gedanken bestärket, sie seyen Erwachsene, daß sie alles, was sie Erwachsene in ihrer Gegenwart thun sehen, auch als für sie selbst schicklich, versuchen werden. Denn es müssen ihnen ja wohl die Handlungen Anderer als Muster vorkommen, wenn ihnen die Urtheile Anderer als Gesetz vorgeschrieben werden. Man macht die Diener im Hause von ihnen abhängig, diese Leute haben also Vortheil davon, den Kindern gefällig zu seyn, und schmeicheln ihnen deswegen zum Nachtheil der guten Sitten. Mit Lächeln zielen ihre Wartfrauen schon im vierten Jahre auf Dinge, deren sich die Schamloseste im funfzehnten enthalten würde. Allerdings vergessen sie die Worte bald, welche gesprochen worden sind, aber den Sinn dieser Worte vergessen sie niemals. Zweideutige Gespräche sind die Schule ausschweifender Sitten; schurkische Bedienten sind eine Pest für die Kinder; und da jeder Theil zu verschweigen hat, so wird sicher nicht aus der Schule geplaudert.

Das Kind aber, das seinen Jahren gemäß erzogen wird, ist allein. Es kennt keine andere Anhänglichkeit, als die aus Gewohnheit; es liebt seine Schwester, wie es seine Uhr liebt, und seinen Freund, wie seinen Hund. Es weiß nicht, daß es einem anderen Geschlechte, einer anderen Wesengattung angehört; Mann oder Frau; es weiß nichts von einem Unterschiede. Es bezieht nichts von allem, was sie machen oder reden, auf sich selbst; es sieht entweder, oder es versteht nichts davon, oder es achtet überhaupt nicht darauf. Ihre Gespräche sind ihm eben so gleichgültig, als ihre Handlungen; dies alles ist für das Kind gar nicht vorhanden. Es ist aber nicht etwa ein künstlicher Irrthum, in welchen dasselbe bei dieser Erziehung versetzt wird, sondern es ist die natürliche Unwissen-

heit. Die Zeit wird schon kommen, wo dieselbe Natur verlangt, daß der Zögling gewisse Kenntnisse erhalte; und erst alsdann macht sie ihn fähig, von den Unterweisungen Vortheil zu ziehen, ohne zugleich Nachtheil dabei zu erfahren. Dieses ist der Hauptsatz. Mit den einzelnen Regeln der Anwendung habe ich hier nichts zu thun, die Mittel aber, welche ich aus anderen Gründen angebe, sind Beispiele auch zu den Regeln.

Wollt ihr Ordnung und Regel in die erwachenden Leidenschaften bringen, so erweitert den Zeitraum, während welches sie sich entwickeln, damit sie in dem Maase, als sie entstehen, sich ordnen können. Alsdann ist es nicht der Mensch, welcher sie ordnet, sondern die Natur thut es selbst. Eure Sache ist bloß, der Natur ihr Geschäft ausführen zu lassen. Stände euer Zögling allein da, so hättet ihr gar nichts zu thun; aber alles, was ihn umgibt, entflammt auch seine Einbildung. Der Strom der Vorurtheile reißt ihn mit fort; man muß ihm die entgegengesetzte Richtung geben, wenn man ihn zurückhalten will. Das Urtheil muß die Einbildung zügeln, und die Vernunft muß die Meinung zurückhalten. Das Gefühl ist die Quelle aller Leidenschaften, die Phantasie aber bestimmt ihre Richtung. Jedes Wesen, welches empfindet, daß es in Beziehungen steht, muß in Bewegung gerathen, wenn diese Beziehungen sich ändern, und es muß sich einbilden, oder es muß glauben sich einzubilden, daß es unter ihnen welche gebe, die seiner Natur die angemessensten sind. Diese Mißgriffe der Einbildungskraft sind es, was die Leidenschaften aller endlichen Wesen, selbst der Engel, wenn es Engel gibt, in Laster verwandelt. Denn man mußte die Natur aller Wesen kennen, um zu bestimmen, welche Beziehungen für sie die angemessensten sind.

Folgendes ist daher die Summe aller menschlichen

Weisheit in Bezug auf die Leidenschaften: Erstens, man muß die wirklichen Verhältnisse des Menschen, sowohl zu seiner Gattung, als auch der Individuen zu einander, kennen; zweitens, man muß alle Regungen des Gemüths nach diesen Verhältnissen ordnen.

Ist aber der Mensch auch wohl im Stande, seine Regungen nach den einzelnen Verhältnissen zu ordnen? Ganz gewiß, sobald er nur im Stande ist, seine Phantasie auf diesen oder auf jenen Gegenstand zu richten, oder, ihr diese oder jene Gewohnheit zu geben. Uebrigens aber, so spreche ich hier weniger von dem, was der Einzelne mit sich selbst thun kann, als von dem, was wir bei unserem Zöglinge thun können durch die Wahl der Umstände, in deren Mitte wir ihn stellen. Die Mittel darstellen, durch welche er in der Ordnung der Natur erhalten werden kann, heißt, hinlänglich angeben, wie er aus derselben heraustreten könne.

So lang seine Gefühle nur seine Person selbst zum Gegenstande haben, ist in seinen Handlungen noch nichts von Moralität; erst wenn die Gefühle anfangen, sich auf Andere auszudehnen, bilden sich Vorstellungen, und späterhin förmlich Begriffe von Recht und Unrecht, und diese machen einen wirklichen Menschen, ein förmliches Glied der Menschheit aus ihm. Auf diesen Anfangspunkt müssen wir also sofort unsere Aufmerksamkeit wenden.

Es ist indessen schwer, dieses zu thun weil man dabei die Beispiele, die uns vor Augen stehen, verwerfen, und Fälle suchen muß, wo die stufenförmige Entwickelung der Ordnung der Natur gemäß vor sich gegangen ist.

Ein gekünsteltes, zugeschliffenes, für die Welt erzogenes Kind, welches nur auf das Vermögen lauert,

die unzeitigen Lehren, welche es empfangen hat, in Ausübung bringen zu können, irret sich nie über den Augenblick, wo dieses Vermögen eingetreten ist. Es erwartet ihn nicht, es zieht ihn herbei; es gibt seinem Blute den Gährungsstoff vor der Zeit; es weiß, wo es den Gegenstand seines Verlangens zu suchen habe, lange zuvor, ehe es das Verlangen empfindet. Nicht die Natur bringt es in Bewegung, sondern das Kind reizt die Natur auf. Sie kann es nichts neues mehr lehren, wenn sie einen Mann aus ihm macht; das Kind war in seiner Phantasie längst Mann, als es in der That einer wurde.

Der wirkliche Gang der Natur geht langsamer und mehr stufenweise. Nur nach und nach erwärmt sich das Blut, erwachen die Lebensgeister, formt sich das Temperament. Der verständige Meister, welcher dem Werke vorsteht, ist besorgt, alle seine Werkzeuge erst in vollkommenen Zustand zu setzen, ehe er sie arbeiten läßt. Eine lange Unruhe geht dem ersten Verlangen vorher, eine tiefe Unwissenheit verstattet, ihr eine andere Richtung zu geben; man begehrt, man weiß aber nicht, was? Das Blut ist in Gährung und Aufwallung; ein Ueberfluß an Lebenskraft sucht sich nach Außen zu verbreiten. Das Auge bekömmt Seele, und durchmustert die umgebenden Wesen. Man fängt an, Interesse an den Umgebungen zu finden; man fängt an zu fühlen, daß man nicht geschaffen sey, als Einsamer zu leben; und so erfolget, daß das Herz sich menschlichen Empfindungen öffnet, und fähig wird, sich an etwas zu schließen.

Das erste Gefühl, dessen ein sorgfältig erzogener Jüngling fähig wird, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Die erste Wirkung der erwachenden Imagination ist, daß er inne wird, er habe seines Gleichen, und die Gattung beschäftigt ihn eher, als das Geschlecht.

Hier fällt also ein neuer Vortheil der verlängerten Unschuld in die Augen; man kann die erwachenden Gefühle benutzen, die ersten Keime zur Menschenliebe in das Herz des Jünglings zu pflanzen. Ein Vortheil, um so schätzbarer, als dieses der einzige Zeitpunkt im Leben ist, wo diese Sorgfalt unfehlbar Erfolge hat.

Ende des dritten Theiles.

Hier fällt also ein neuer Vortheil der verlängerten Unschuld in die Augen; man kann die erwachenden Gefühle benutzen, die ersten Keime zur Menschenliebe in das Herz des Jünglings zu pflanzen. Ein Vortheil, um so schätzbarer, als dieses der einzige Zeitpunkt im Leben ist, wo diese Sorgfalt unfehlbar Erfolge hat.

Ende des dritten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Emil, oder über Erziehung

Bd.: 3

Leipzig 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(14#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718264-5